

QVR 33/2009

Redaktion: Georg Kremnitz (Leitung), Peter Cichon (Finanzen), Barbara Czernilofsky (technische Ausführung)
weitere Redaktionsmitglieder: Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Fabio Longoni, Kathrin Sartingen, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister
korrespondierende Redaktionsmitglieder: Joachim Born, Catherine Parayre, Thomas Widrich
Sekretariat: Barbara Tiefenbacher

Grafik: Astrid Young
Druck: Berger & Söhne GmbH

Adresse (Redaktion und Bestellung):
QVR-homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Jahresabonnement: Ausland 18,- € / Österreich 14,- € (inklusive Zustellung);
Selbstabholer 11,- €
Einzelheft: 8,- € (Selbstabholer 6,- €); Doppelheft: 16,- € (Selbstabholer 12,- €)

Bankverbindung: Bank Austria Creditanstalt Wien, Kto.-Nr. 03230 494 100 (BLZ 12000)
IBAN: AT 94 1100 0032 3049 4100; BIC: BKAUATWW

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.
--

ISSN: 1022-3169

QVR 33/2009

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

Heinrich STIEHLER & Max DOPPELBAUER, Zentren und Peripherien5

Artikel:

Dieter NOHLEN, Das Zentrum-Peripherie-Modell der internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Raúl Prebisch in der Debatte.....	8
Renate LUNZER, Wien – Triest – Rom. 1382-1918.....	24
Daniel WINKLER, Questioni meridionali, questioni europee? Ethnische und kulturelle Alterität im italienischen Kino der Gegenwart. Mit einem Exkurs zu Gianni Amelios <i>Lamerica</i>	39
Carmen Iulia STANCIU, Comicul de limbaj în piesa <i>O scrisoare pierdută</i> de Ion Luca Caragiale.....	53
Magda JEANRENAUD, La traduction entre le centre et la périphérie. Réflexions en marge des auto-traductions de Panaït Istrati.....	65
Catherine PARAYRE, De périphérie en périphérie : la littérature franco-ontarienne.....	87
Georges KLEIBER, Centre et périphérie en sémantique lexicale.....	101
Roland KÜHNEL, El manifiesto por la lengua común <i>versus</i> normalización lingüística.....	120
Max DOPPELBAUER, Peripherie ohne Zentrum? Die <i>Ciganos</i> in Portugal und ihre Sprachen.....	135

Rezension:

Peter Cichon, Rezension: Gabriele Budach / Jürgen Erfurt / Melanie Kunkel, dir., 2008. <i>Écoles plurilingues – multilingual schools: Konzepte, Institutionen und Akteure</i> . Internationale Perspektiven. Lang.	152
Autorinnen und Autoren in diesem Heft.....	155

Zentren und Peripherien

Heinrich STEHLER & Max DOPPELBAUER, Wien

Das Verhältnis der Peripherie zum Zentrum in der alten und neuen Romania lässt sich synchron wie diachron als das von Abhängigkeiten unterschiedlichen Ausmaßes beschreiben, wobei in der Geschichte oft Zentren zur Peripherie und die Peripherien zum Zentrum wurden. Gerade die gewaltsame Verschiebung territorialer Grenzen zeigt das dem genannten Abhängigkeitsverhältnis innewohnende Konfliktpotential. Es wird hier auf ökonomischer wie auf politischer, auf sprachlicher wie auf kultureller Ebene diskutiert und *last, but not least* wissenschaftsintern, wenn „Zentrum“ und „Peripherie“ im übertragenen Sinne gebraucht werden.

Die Begriffe selbst sind relativ und abhängig von der eingenommenen Perspektive, was sich am Beispiel Österreichs verdeutlichen lässt: Politisch reaktiviert es als „kleines“ Land ewig-gestrige Ideen eines vergangenen Zentrums, während es auf kulturellem Gebiet meist wegweisend war und ist. Solche Ambivalenzen gehen auch aus den hier versammelten Beiträgen hervor.

Dieter NOHLEN beginnt die Diskussion mit seinem Artikel über „Das Zentrum-Peripherie-Modell der internationalen Wirtschaftsbeziehungen“. Er präsentiert dabei den Begründer dieser Hypothese Raúl Prebisch, schildert ausführlich sein Modell, weist aber auch auf Widersprüche desselben hin. Wir beginnen unseren wissenschaftlichen Spaziergang in Lateinamerika, und wandern weiter nach Mitteleuropa.

Renate LUNZER beleuchtet aus kulturwissenschaftlich-geschichtlicher Sicht die Stellung des multilingualen Triest zu Wien und Rom von der sog. „deditio“ 1382 bis zum offenen Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg. Als Ergebnis lässt sich zweierlei festhalten: Zum einen kann eine politische Peripherie sehr wohl ein wirtschaftliches Zentrum sein und vice versa, woraus im Falle Triests eine „Schizopraxis“ (S. 34) politischen und ökonomischen Denkens erwächst; zum anderen werden Projekte wie der „kulturelle Irredentismus“ des frühen Scipio Slataper, dem eine an Herder orientierte Choralität der Völker vorschwebte, stets noch Opfer geopolitischer Antagonismen. Dass sich die Kategorien „Zentrum“ und „Peripherie“ gerade mit der Globalisierung verschieben, zeigt der Beitrag Daniel WINKLERS, „Questioni meridionali, questioni europeae? Ethnische und kulturelle Alterität im italienischen Kino der Gegenwart. Mit einem Exkurs zu

Gianni Amelios *Lamerica*“, der Gegensätze im süditalienischen Autorenkino thematisiert. Spart der *Nuovo cinema italiano* die Massen(im)migration, für die die Insel Lampedusa steht, aus, so gilt das nicht für Gianni Amelios Film „Lamerica“ (1994). Die zentrische Perspektive, die der italienische Protagonist bei seinem Wirtschaftsfeldzug im postsozialistischen Albanien einnimmt, historisch grundiert vom Albanienfeldzug Mussolinis, erfährt dahingehend eine identitäre Transformation, als der plot die Hauptfigur in die Peripherisierung, hier Albanisierung zwingt. In den Worten Winklers: „*Lamerica* verkörpert eine kritische Arbeit am ‚europäischen‘ Gedächtnis; Italien und Albanien sind demnach ‚geteilte Erinnerungsorte‘, deren Geschichte nicht getrennt voneinander verhandelbar ist.“ (S. 49)

Anschließend an Maiorescus Theorie der Formen ohne Fundament und Bergsons Theorie des Lachens untersucht Carmen Iulia STANCIU die Sprachkomik in Ion Luca Caragiales Stück *O scrisoare pierdută* (1884), die auf dem Gebrauch von Archaismen, vor allem aber dem meist französischer Neologismen beruht. Der Sprache der Peripherie, hier einem französisierten Rumänischen, fehlt der Referent vor Ort, so dass ihre Deformationen nur noch den Sprecher in seiner sozialen Mimikry charakterisieren. Caragiales Welt leerer Worte ist schon die des absurden Theaters. Eine Caragiale entgegen gesetzte Position nimmt der französisch-rumänische Erzähler Panaït Istrati (1884-1935) ein, wenn er seine französischen Werke, also die einer großen Verkehrssprache, in die periphere Muttersprache selbst rückübersetzt. Magda JEANRENAUD fragt in ihrer Studie „La traduction entre le centre et la périphérie. Réflexions en marge des auto-traductions de Panaït Istrati“ nach dem Status der Selbstübersetzung für Istrati wie für die Übersetzungswissenschaft allgemein. Sind Istratis Selbstübersetzungen „naturalisierend“ (Michaël Oustinoff) im Sinne einer angestrebten Reintegration in die Herkunftskultur, so ist die Selbstübersetzung qua se ein zweites Original, woraus sich die Frage ergibt, welcher der alternativen Texte einer Übertragung in Drittsprachen zugrunde gelegt werden soll.

Auch Catherine PARAYRE bewegt sich innerhalb der Francophonie, wenn sie in ihrem Beitrag „De périphérie en périphérie: la littérature franco-ontarienne“ die Entwicklung einer sehr jungen und doppelt marginalisierten Literatur verfolgt, der franco-ontarischen zwischen dem Englischen und dem Französischen Québécois. Parayre zeigt, wie sich diese Literatur unter dem Einfluss der rezenten Immigration von einem „unglücklichen Sprachbewusstsein“ (Georg Kremnitz) zugunsten einer multilingualen und multikulturellen Identität löst. Steht für ersteres das Bild des vielfach Gehäuteten (l'écorché), sozial, ökonomisch und sprachlich, so für letztere das des kanadischen Elches

(l'original), dessen Fell die Farben – id est: die Sprachen – wechselt. Dass die Stabilität des Lyrischen und Dramatischen von einer Labilität des Französischen zeugt, wäre dann eher Chance denn Problem.

Durchaus mit einem gewissen Wortwitz macht Georges KLEIBER in „Centre et périphérie en sémantique lexicale“ „Zentrum“ und „Peripherie“ als räumliche Metaphern für nicht-räumliche Gegebenheiten aus (hierin vielleicht verwandt den architektonischen Metaphern von „Basis“ und „Überbau“ bei Marx). Sie strukturieren die onomasiologischen und semasiologischen Felder des Lexikons, wobei der Begriff „Feld“ wiederum selbst räumliche Metapher ist. „Zentrum“ und „Peripherie“ können als Kategorien zur Eingrenzung bzw. Entgrenzung der Treffsicherheit von Aussagen dienen und innerhalb lexikographischer Eintragungen die Information hierarchisieren. Auch Kleiber verzeichnet als Ergebnis die Relativität der Opposition „Zentrum/Peripherie“ und spricht, was deren Anwendung auf die Semantik betrifft, von der „Quadratur des Kreises“.

Abschließend führen uns noch zwei Beiträge auf die Iberische Halbinsel.

Roland KÜHNEL diskutiert den „Manifiesto por la lengua común“, ein eigenartiges Manifest, das von Intellektuellen und Bekanntheiten (auch Mario Vargas Llosa zählt dazu) aus dem spanischsprachigen Raum verfasst wurde. Wie es scheint, hat hier das Zentrum Angst vor der Peripherie, Angst zumindest vor einem gewissen Machtverlust.

Max DOPPELBAUER geht zum Schluss noch auf die Gruppe der *Ciganos* in Portugal und ihre Sprachen ein. Es befinden sich wohl wenige Gruppen derart an den Peripherien der Gesellschaft, dass man meinen könnte, sie seien völlig vom Zentrum abgekoppelt. Doch auch hier wird klar, dass der soziale Ausschluss *innerhalb* der Gesellschaft erfolgt.

Wir wünschen eine spannende Lektüre durch dieses zentral-periphere Thema.

Heinrich Stiehler und Max Doppelbauer

Das Zentrum-Peripherie-Modell der internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Raúl Prebisch in der Debatte

Dieter NOHLEN, Heidelberg

Das Zentrum-Peripherie-Modell der internationalen Wirtschaftsbeziehungen entstand in einer Epoche, da sich entgegen den modernisierungstheoretischen Vorstellungen, der Kapitalismus würde sich bis in die letzten Winkel der Welt ausbreiten und für alle Wohlstand mitbringen, nicht zu verwirklichen schien. Mit Hilfe des Modells, das eine grundlegende Unterscheidung der Welt in Zentrum und Peripherie vornahm, wurde zu erklären versucht, warum die fortschreitende Ausbreitung des Kapitalismus vom Zentrum auf die Länder der Peripherie dort nicht die erhofften Wirkungen auf die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Menschen hatte bzw. haben konnte. In Verbindung mit bzw. gestützt auf die Theorie der säkularen Verschlechterung der *terms of trade* wurde das Zentrum-Peripherie-Modell in den ersten Entwicklungsdokaden nach dem Zweiten Weltkrieg zur Grundlage einer Wirtschaftstheorie des Südens, die großen Einfluss auf die Politik gewann. Die Entwicklung beider in einander greifender Theorien sowie ihre Praxisrelevanz sind mit einem Namen verbunden: Raúl Prebisch. Der argentinische Ökonom ist ohne Zweifel der bislang wirtschaftswissenschaftlich und entwicklungspolitisch einflussreichste Dritte-Welt-Ökonom. Er war Direktor der UN-Wirtschaftskommission für Lateinamerika (CEPAL) und übte als erster Direktor der UN-Organisation für Handel und Entwicklung (UNCTAD) direkten politischen Einfluss aus. Das verdeutlicht vor allem die Aufnahme seiner Politikempfehlungen in der Praxis: Importsubstituierende Industrialisierung, regionale Wirtschaftsintegration, Neue Weltwirtschaftsordnung - Kernkonzepte der Entwicklungsstrategie von Entwicklungsländern und Entwicklungsregionen in den ersten Entwicklungsdokaden. Mit dem Theoretiker und Praktiker Raúl Prebisch besaß das Zentrum-Peripherie-Modell von Anfang an selbst ein intellektuelles und politikberatendes Zentrum. Sein Denken und sein Agieren stehen folglich im Vordergrund der nachfolgenden Ausführungen.

Wir beginnen mit einem Blick auf die Person Prebisch und schauen dann auf die Theorienlandschaft der Modernisierungstheorien, in der Prebisch mit seinen Gegenthesen zu deren Annahmen einen Unterschied erzeugte, der ihn

international bekannt machte. Wir gehen auf seine Theorie des säkularen Verfalls der *terms of trade* ein, also der Theorie, die Grundlage des Zentrum-Peripherie-Modells war, das wir dann selbst in seinen Grundaussagen darstellen. In diesen Teilen vermitteln wir auch jeweils die wissenschaftliche Kritik an den Prebisch-Theorien, zeigen aber auch, dass sie Eingang fanden in die Dependenztheorie, die am Ende als die große Alternative zu den Modernisierungstheorien begriffen wurde. Sodann thematisieren wir als widersprüchlich begriffene Aspekte im Zentrum-Peripherie-Denken bei Prebisch, die sich im Wesentlichen aus seiner Doppelfunktion als Theoretiker und Praktiker der internationalen Wirtschaftsbeziehungen ergaben, bzw. aus dem Versuch, die Theorie den sich wandelnden Gegebenheiten anzupassen, um deren Potential zur Veränderung eben dieser Wirklichkeit zu erhalten. Schließlich zeichnen wir den Einfluss von Prebisch auf das wirtschaftspolitische Denken in Lateinamerika nach und zeigen auf, wie man sich unverändert seines theoretischen Werkes und seines entwicklungspolitischen Wirkens erinnert, auch wenn die Geschichte der internationalen Wirtschaftsbeziehungen und der Theoriediskurs einen anderen Verlauf genommen haben.

Zur Person Prebisch

Raúl Federico Prebisch wurde 1901 in Tucumán (Argentinien) geboren. Sein Vater war Deutscher, seine Mutter Argentinierin aus der oberen Mittelschicht. Er studierte Betriebswissenschaften an der Universität von Buenos Aires (1918-1922), stand der Unabhängigen Sozialistischen Partei nahe, sah aber seine politischen Möglichkeiten durch seine väterliche Herkunft begrenzt. Hineingeboren in eine aufstrebende junge Nation mit einem Wohlstandslevel, das damals dem europäischen Ländern ähnlich war, wurde er zunächst als wissenschaftlicher Berater in Handels- und Finanzfragen tätig, übernahm 1927 die Abteilung für Wirtschaftliche Studien des Banco de la Nación, ehe er nach dem Militärputsch von 1930 im Alter von 29 Jahren mit der Idee, den argentinischen Staat modernisieren zu können, Staatssekretär im Finanzministerium wurde. Nach abrupter Entlassung 1932 verbrachte Prebisch ein Jahr in Genf und London u. a. als Teilnehmer an der Europäischen Währungskonferenz. Er handelte auch den umstrittenen Roca-Runciman-Vertrag mit Großbritannien aus, der nach der Weltwirtschaftskrise das traditionelle Austauschmodell (Agrarprodukte gegen Industriewaren) wiederbelebte.

In Europa wurde er sich jedoch der Bedeutung des internationalen Handels, der Verwundbarkeit Argentiniens, der Begrenztheit bilateraler Lösungen und - im Studium von John M. Keynes - der entscheidenden Rolle

des Staates im Entwicklungsprozess bewusst, so dass er einen großen Teil seiner autodidaktischen neoklassischen Überzeugungen aufgab. Nach seiner Rückkehr setzte er die Gründung der Argentinischen Zentralbank durch, deren Leitung er 1935 übernahm, bis ihn 1943 die putschenden Generäle absetzten.

Hatte Prebisch, Bürger des kosmopolitischen Buenos Aires, Argentinien bislang als eine eigene Welt in Lateinamerika verstanden, begann er nun, die regionale Wirklichkeit wahrzunehmen und sich ihr in Theorie und Praxis zu stellen, wozu ihm eine Berater Tätigkeit bei der mexikanischen Zentralbank verhalf (1948-1950). 1949 verfasste er für das zweite Jahrestreffen der UN-Kommission für die wirtschaftliche Entwicklung Lateinamerikas in Havanna jenen wegweisenden Bericht, in welchem er die Elemente eines wirtschaftstheoretischen Paradigmas des Südens entwickelte. 1950 avancierte Prebisch zum Direktor der CEPAL, eine Tätigkeit, die er bis 1962 ausübte und in der er die lateinamerikanische Politik der importsubstituierenden Industrialisierung, des Staatsinterventionismus und der regionalen Wirtschaftsintegration nachhaltig beeinflusste. Nach Gründung der UNCTAD wurde er 1965 deren erster Generalsekretär. Unter seiner Ägide entwickelte sich die Südposition in den UN, die Gruppe der 77 und die Forderung nach einer Neuen Weltwirtschaftsordnung. Er schied jedoch 1969 wegen der Interessendivergenzen der Entwicklungsländer untereinander enttäuscht aus diesem Amt. Danach wurde er zum Generaldirektor des auf seine Initiative gegründeten Lateinamerikanischen Instituts für wirtschaftliche und soziale Planung (ILPES) berufen, das lateinamerikanische Planer ausbildet und Regierungen berät. Bis zu seinem Tode 1986 ist er weiterhin in einer Vielzahl internationaler Organisationen beratend tätig geblieben. Zu seinen wichtigsten Schriften zählen die Berichte, die er im Auftrag bzw. in Repräsentation der CEPAL und der UNCTAD schrieb.

Der modernisierungstheoretische Kontext

Man muss die Theorien von Prebisch historisieren, das heißt, in ihren historischen Kontext stellen, um erkennen zu können, worin sie hervorstachen. Das ist vor allem deshalb erforderlich, weil viele seiner theoretischen Einsichten heute entwicklungspolitisches, teilweise auch wissenschaftliches Allgemeingut sind und keinesfalls mehr die Aufmerksamkeit erregen, die ihnen bei ihrer ersten Formulierung zuteil wurde. Die ökonomischen Theorien in der Frühphase internationalen Entwicklungsdenkens waren auf wirtschaftliches Wachstum fixiert und darauf, wie dieses in den Entwicklungslän-

dem in Gang gesetzt werden könnte. Relativ bald wurde der Zusammenhang wirtschaftlichen Wachstums mit sozialem Wandel erkannt, was eine Öffnung der Entwicklungstheorie hin zu all jenen Disziplinen bedeutete, die sich mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen beschäftigen. Begleitet wurde diese Öffnung von Vorstellungen, dass möglicherweise das wirtschaftliche Wachstum nicht am Beginn des Entwicklungsprozesses stünde, sondern sozialer Wandel dessen Voraussetzung sei. Diese Sequenzumkehrung war der Boden, auf dem die Modernisierungstheorien zu sprießen begannen und die ökonomischen Theorien, die vorher ein Eigenleben führten, in sie integriert werden konnten. Sämtliche Modernisierungstheorien gingen von einem Prozess der Nachahmung und der Angleichung unterentwickelter Gesellschaften an die entwickelten Gesellschaften der westlichen Industrieländer aus. Als zentrale Begriffe fungierten Tradition und Moderne. Sie markieren Ausgangspunkt und Endpunkt des Weges, den die Entwicklungsgesellschaften zu durchlaufen haben, in dessen Verlauf, von außen angeregt, traditionelle Werte, Denk- und Verhaltensweisen sowie gesellschaftliche Strukturen dynamisiert und modernisiert werden. Folgende Grundannahmen waren kennzeichnend: Erstens, Unterentwicklung ist ein frühes Stadium gesellschaftlicher Entwicklung. Zweitens, die Frage der Verursachung von Unterentwicklung stellt sich nicht. Es gilt, die Faktoren ausfindig zu machen, die den Entwicklungsprozess hemmen. Drittens, diese Faktoren sind hauptsächlich endogener Natur. Exogene Einflüsse entfalten im Wesentlichen positive Funktionen. Viertens, für die Entwicklungsländer bilden die Industrieländer das Vorbild und Ziel der Entwicklung. Entwicklungsländer vollziehen einfach den Entwicklungsweg der entwickelten Länder nach. Diesem Denken entsprach in der Wirtschaftstheorie vor allem die Stadien Theorie von Walt Rostow, der zufolge die Entwicklungsländer von der Tradition zur Moderne verschiedene Phasen zu durchlaufen hätten. Rostow unterschied fünf Stadien: die traditionelle Gesellschaft, die Übergangsgesellschaft, die Startgesellschaft, die reife Industriegesellschaft und die Gesellschaft des Massenkonsums. Das kritische Stadium sei das dritte, in welchem die Entwicklung anhebe wie ein Flugzeug abhebe, deshalb *take-off* Stadium genannt, in dessen Verlauf der Teufelskreis der Armut durchbrochen werde. Im Rahmen der Modernisierungstheorie wurde auch die neoklassische Außenhandelstheorie vertreten, der zufolge der internationale Handel durch den Nutzen der komparativen Kostenvorteile Wohlstandseffekte aller am Handel beteiligter Länder produziere.

Zur Theorie der säkularen Verschlechterung der *terms of trade*

Prebisch betrat mit einem Paukenschlag die Bühne der internationalen Wirtschaftspolitik, indem er der Annahme eines allseitigen Nutzens eines freien Welthandels im Namen einer internationalen Organisation widersprach. Im CEPAL-Bericht von 1949 führte er das Konzept eines industrialisierten, hegemonialen Zentrums und einer agrarischen, abhängigen Peripherie als Modell zum Verständnis der internationalen Arbeitsteilung ein. In dieser asymmetrischen Beziehung komme es zu einem ständigen ungleichen Austausch, der sich in einer säkularen Verschlechterung der *terms of trade* dokumentiere und über diese strukturellen Ungleichgewichte des Außensektors dauerhafte Unterentwicklung zur Folge habe. *Terms of trade* geben an, in welchem Maß die Menge an Einfuhrgütern eines Landes, die gegen eine bestimmte Menge an Ausfuhrgütern ausgetauscht wird, in einem bestimmten Zeitraum zu- oder abgenommen hat. In der populären Version wird die These (die Hans W. Singer zeitgleich mit Prebisch aufstellte) so erläutert, dass die Entwicklungsländer für den Import einer konstanten Menge von Industriegütern eine ständig steigende Menge von Primärgütern zu exportieren haben. Mit dieser These widersprach Prebisch frontal der neo-klassischen Wirtschaftstheorie und den in ihr dem Handel zugeschriebenen allgemeinen Wohlstandseffekten. Er belegte den langfristigen relativen Preisverfall der aus den Entwicklungsländern exportierten Primärgüter im Vergleich mit den aus den Industrieländern ausgeführten Industrieerzeugnissen mit dem Verlauf der *commodity terms of trade*, die sich auf den reinen Güterverkehr (ohne Dienstleistungen und Kapitalverkehr) beziehen, für England (zwischen 1876 und 1946). Dessen Beobachtung wurde zum Kern der Prebisch/Singer-These bzw. der strukturalistischen Theorie der peripheren Wirtschaft, die weltwirtschaftlich strukturell benachteiligt sei.

Prebisch begründete seine These hauptsächlich mit zwei Faktoren: der unterschiedlichen Preiselastizität von Primärgütern und Industrieprodukten sowie der Ungleichheit im Prozess der Diffusion des technischen Fortschritts. Aufgeschlüsselt führte er fünf Argumente ins Feld: Erstens: Die Preiselastizität der Nachfrage in den Entwicklungsländern nach Industriewaren liege unter jener der Nachfrage in den Industrieländern nach Primärgütern (d. h. bei steigenden Preisen sinke die Nachfrage der Industrieländer nach Primärgütern stärker als die Nachfrage der Entwicklungsländer nach Industriegütern). Zweitens: Die Annahme von Konkurrenzpreisen gelte allenfalls für die Primärgüter (so dass die Entwicklungsländer ihre Produktivitätsfortschritte in Form sinkender Preise an die Verbraucher in den Industrieländern

weitergeben), nicht aber für die Industriewaren der Industrieländer (deren Produktivitätsfortschritte von den ebenso rasch steigenden Löhnen aufgefangen würden), so dass die Entwicklungsländer für ihre Importwaren monopolistisch überhöhte Preise zu zahlen hätten. Die Industrieländer monopolisierten folglich für sich die Früchte des technischen Fortschritts. Drittens: Die Nachfrage nach Rohstoffen steige langsamer als die nach Industrieprodukten. Viertens: Der technische Fortschritt habe seinen Ursprung in den Ökonomien des Zentrums und dehne sich nur langsam und bruchstückhaft auf die Peripherie aus. Für die Industrieländer bilden technischer Fortschritt, höhere Arbeitsqualifikation und wachsender Lebensstandard einen engen Zusammenhang. In den Entwicklungsländern nehme nur der Exportsektor den technischen Fortschritt auf, setze Arbeitskräfte frei, die in der strukturell heterogenen Ökonomie nicht von anderen Sektoren aufgenommen werden könnten. Die Folge sei wachsende Arbeitslosigkeit. Fünftens: Diese strukturellen Gegebenheiten im Handel zwischen Zentrum und Peripherie sowie in der Diffusion des technischen Fortschritts verdichteten sich zu einem ständigen Realeinkommenstransfer aus den Entwicklungsländern in die Industrieländer, der ursächlich Unterentwicklung bewirke.

Aus den theoretischen Einsichten hat Prebisch unmittelbare entwicklungsstrategische Konsequenzen gezogen. Erstens: Da die Weltmarktintegration der Entwicklungsländer unter den asymmetrischen Zentrum-Peripherie-Bedingungen Ausbeutung bedeute, empfahl er den Entwicklungsökonomien strategischen Protektionismus. Zweitens: Da Industrialisierung zur Verringerung des (die Unterentwicklung verfestigenden) Industriegüterimports einerseits und zur Aneignung technischen *Know-how* andererseits führe, propagierte er eine Politik der importsubstituierenden Industrialisierung. Drittens: Da die einheimischen Märkte für den Aufbau einer auch exportfähigen Industrieproduktion und damit zum Abbau der asymmetrischen Handelsbeziehungen zu klein erschienen, legte er den Regierungen in Lateinamerika die regionale Wirtschaftsintegration nahe. Viertens: Da die Kräfte des einheimischen freien Marktes nicht ausreichten, verschrieb er dem Staat, den er als relativ autonom gegenüber den gesellschaftlichen Kräften begriff, eine aktive Rolle im Entwicklungsprozess.

Die These von Prebisch löste eine jahrzehntelange, mitunter lebhaft debattierte Debatte in Wissenschaft und Politik aus, ohne dass bis heute ein Ende abzusehen ist. Denn nach wie vor herrscht keine Einigkeit darüber, ob die Entwicklungsländer tatsächlich in der Weltwirtschaft benachteiligt sind. Einige Untersuchungen haben die These widerlegt, andere haben sie bestätigt, und

Zusammenfassungen der Debatte gelangen ebenfalls zu unterschiedlichen Ergebnissen.

Offensichtlich ist, dass die Ergebnisse nach den verwendeten Konzepten der *terms of trade* variieren. Man unterscheidet neben den *commodity terms of trade* die *income terms of trade*, die durch Multiplizierung der *commodity terms of trade* mit dem Exportmengenindex berechnet werden, die *single factor terms of trade*, die sich auf die Produktivitätsveränderungen im Exportsektor (gemessen in Arbeitsstunden) beziehen und den *double factorial terms of trade*, die in die Berechnung der Austauschbeziehungen die Produktivitätsveränderungen im ausländischen Exportsektor, aus dem die Importgüter stammen, mit berücksichtigt. Vergleichsdaten zu den verschiedenen Konzepten der *terms of trade* verweisen auf unterschiedliche Ergebnisse: der Verschlechterung der *commodity terms of trade* kann durchaus eine Verbesserung der *income terms of trade* gegenüberstehen. Die Ergebnisse können auch nach Zeitraum und Länge der betrachteten Zeiträume variieren. Mit der passenden Wahl des Stichjahres kann je nach argumentativem Bedarf sowohl eine Verschlechterung als auch eine Verbesserung der *terms of trade* belegt werden. Des Weiteren sagen globale und durchschnittliche *terms of trade* – Werte wenig über die unterschiedliche Betroffenheit einzelner Länder aufgrund unterschiedlicher Exportstrukturen und Preisentwicklungen für einzelne Rohstoffe aus. Das belegten seinerzeit vor allem die rasant gestiegenen Erdölpreise. So wurde denn auch bestritten, dass England im beobachteten Zeitraum und bezogen auf ein einziges Konzept der *terms of trade* ein repräsentatives Beispiel für das Gesamtphänomen der Austauschbeziehungen zwischen Zentrum und Peripherie sei. Festgestellt wurde, dass es sogar bei den *commodity terms of trade* über einen langen Zeitraum betrachtet keine säkulare Verschlechterung zuungunsten der Primärgüterexporteure gegeben habe. Aber selbst wenn die „säkulare Verschlechterung“ der *terms of trade* belegt werden könnte, so bliebe immer noch die Frage offen, ob sie für die längerfristige Wirtschaftsentwicklung nachteilig sein würde, weil sie eine Diversifizierung der Exportstruktur bewirken könnte. Nicht bestritten wurde nur, dass in kürzeren Perioden tatsächlich negative Einschnitte für die Entwicklungsländer erfolgen könnten. In der Außenwirtschafts- und Entwicklungspolitik werden allerdings solche Vorkommnisse mit Entscheidungsproblemen der wirtschaftlichen Akteure erklärt, die über keine ausreichenden Informationen verfügten bzw. aus raschen Veränderungen voreilige Schlüsse hinsichtlich der Kurz- oder Langfristigkeit der neuen Tendenzen zögen. Kurzum: In der Wirtschaftstheorie begann relativ bald, die Skepsis gegenüber der Prebisch-These zu überwiegen.

Davon ungetrübt hielt sich in der allgemeinen entwicklungspolitischen Diskussion die Überzeugung, dass die Entwicklungsländer auf dem Weltmarkt benachteiligt sind. Der Kritik gelang es nicht, die Vorstellung einer ungleichen Verteilung der Handelsgewinne zwischen Zentrum und Peripherie aufgrund ungleicher Markt- und Machtpositionen der Ländergruppen in der Weltwirtschaft zu unterminieren. Prebisch konnte mit dieser Diskrepanz zwischen triftiger theoretischer Infragestellung seiner These und politischer Wirksamkeit gut leben, denn er pflegte ein ausgesprochen instrumentelles Theorieverständnis. Die Resonanz seiner These blieb in der Dritten Welt ungebrochen, ja fand Aufnahme in Theorien, die eine noch entschiedenere Alternative zu den Modernisierungstheorien einnahmen. Soweit bekannt, hat er sich mit den empirisch-statistischen Widerlegungen seiner These nicht weiter befasst.

Hingegen hat ihn sein Bestreben, die Dynamik der Weltwirtschaft zu erkennen, ihren zyklischen Prozess und die Folgen für die Entwicklungsländer zu analysieren, zeitlebens nicht mehr ruhen lassen, wobei eine besondere Bedingung seiner theoretischen Arbeiten war, dass Prebisch in der politischen Praxis stand bzw. nach dem Ausscheiden aus allen Ämtern diese Praxis reflektierte. Davon beeinflusst waren auch die drei wesentlichen Prämissen, von denen er sich insbesondere in seiner letzten Schrift über den Peripheren Kapitalismus leiten ließ: erstens, in methodologischer Hinsicht, die Bedeutung soziologischer Faktoren. Ohne die Sozialstruktur zu kennen, ohne vor allem die strukturelle Heterogenität der Entwicklungsgesellschaften zur Kenntnis zu nehmen, könne der Markt in seiner realen Funktionsweise nicht verstanden werden; zweitens, in soziopolitischer Hinsicht, die tatsächlichen Machtstrukturen. Er betonte die Machtunterschiede zwischen sozialen Klassen und die Bedeutung, die diesen Konfigurationen im Prozess der politischen Entscheidungsfindung zukomme; drittens, in politisch-operativer Hinsicht, der Vorrang, den Interessen vor den Theorien besäßen, so dass sich Theorien nicht wegen ihrer Qualität, sondern aufgrund von Interessen derjenigen durchsetzen, die hinter ihnen stehen bzw. sich ihrer bedienen.

Zur Theorie des peripheren Kapitalismus

Entsprechend seiner Analyse des Zentrum-Peripherie-Modells spielt in der Theorie des peripheren Kapitalismus, die Prebisch ab Mitte der 1970er Jahre zu entfalten begann, der externe Faktor, die strukturelle Abhängigkeit eine wichtige Rolle. In Bezug auf diese Arbeiten des argentinischen Ökonomen wird allerdings theoriegeschichtlich zu berücksichtigen sein, dass inzwi-

schen in Lateinamerika die Dependenztheorie zum vorherrschenden Paradigma der theoretischen Auseinandersetzung mit der Unterentwicklung avanciert war. Dem zollte Prebisch gewissen Tribut.

Auch hier ist ein kurzer Blick auf diese Theorierichtung von Nutzen, um den Unterschied zu erfassen, den im Vergleich dazu die Theorie des peripheren Kapitalismus bei Prebisch macht. Der *Dependencia* ging es, anders als der Modernisierungstheorie, um die Erklärung der Unterentwicklung, und sie wandte dabei alle Aufmerksamkeit auf die externen Faktoren. Unterentwicklung wurde zudem nicht als ein Stadium der Nichtentwicklung begriffen, sondern als Ergebnis einer gemeinsamen Geschichte des sich im Zentrum entfaltenden Kapitalismus und der zur Entwicklungsunfähigkeit verurteilten Peripherie. Im dependenztheoretischen Zentrum-Peripherie-Modell wurde somit zum einen auf die Gleichzeitigkeit von Entwicklung (der Industrieländer) und Unterentwicklung (der Entwicklungsländer) abgehoben. Beide Prozesse beruhten auf einer abhängigen Interaktion der Peripherie mit dem Zentrum, in deren Verlauf die Kosten der Entwicklung des Zentrums auf die Peripherie verlagert würden. Zum anderen würden damit die autonomen Wachstumsmöglichkeiten der Entwicklungsländer begrenzt, insbesondere aufgrund der mit der externen Abhängigkeit sich verfestigenden internen Strukturen und Prozesse. Diese internen entwicklungshemmenden Verwerfungen wurden auf den Begriff der strukturellen Heterogenität gebracht.

Es blieb dem deutschen Friedens- und Entwicklungsforscher Dieter Senghaas (1974) vorbehalten, die Elemente der Theorie des peripheren Kapitalismus dependenztheoretischer Provenienz zu systematisieren: erstens, relativ stagnierende Produktivität im nicht-exportorientierten landwirtschaftlichen Sektor (Unterversorgung); zweitens, Fehlen bzw. stagnative Entwicklung der Produktion von Massenkonsumgütern im Gegensatz zu einer zum Teil florierenden Produktion von Luxuskonsumgütern (Spiegel der Einkommensstruktur); drittens, Fehlen bzw. stagnative Entwicklung eines eigenständigen Produktionsgütersektors (technologische Abhängigkeit); und viertens, als Resultat der Punkte eins bis drei, mangelnde Rückkoppelung einer Herstellung von Produktionsgütern mit einer Produktion von Massenkonsumgütern unter Eingliederung des landwirtschaftlichen Sektors. Dem Strukturwandel in den Industrieländern entspreche ein durch den Weltmarkt vermittelter Wandel in den Entwicklungsländern. Die Form der Einbindung der Entwicklungsländer in den Weltmarkt wurde zum Kernpunkt der Erklärung von Unterentwicklung. Die Abhängigkeit vom Weltmarkt relativiere die Entwicklungsfortschritte, etwa indem wirtschaftliches Wachstum in den Entwicklungsländern durch deren Einbindung in den kapitalistischen Weltmarkt

deformiertes Wachstum sei. Um der Entwicklungsfalle Weltmarkt zu entkommen, müssten sich die Entwicklungsländer vom Weltmarkt lösen. So empfahl Senghaas als Strategie zur Überwindung des peripheren Kapitalismus die (zumindest zeitweilige) Dissoziation der Entwicklungsländer aus dem Weltmarkt.

Hier ist nicht der Ort, auf die Einseitigkeit und die theoretischen Verkürzungen der Dependencia-Theorien einzugehen, die auch die gerade referierte Theorie des peripheren Kapitalismus kennzeichnen und in der strukturellen Gefangenheit des Kapitalismus der Peripherie im Stadium der Unterentwicklung mündeten. Andreas Boeckh (1992: 114) hat zu Recht darauf hingewiesen, "wie spät es in der europäischen Entwicklung zu einer Auflösung dessen gekommen ist, was man an der Peripherie als "strukturelle Heterogenität" und als angeblich typisches peripher-kapitalistisches Reproduktionsmodell verstanden hat. (...) Erst nach dem II. Weltkrieg kam es zu einer engen Nachfrageverflechtung zwischen Konsumgüter- und Kapitalgüterindustrien, zur Deckung der Massennachfrage durch die industrielle Produktion und zu einer Verkoppelung der Produktivitäts- und der Lohnentwicklung". Der Hinweis vermag allerdings die entwicklungsgeschichtliche Blindheit und die darunter leidende verfehlte Politikempfehlung zu verdeutlichen, Bewertungen, die sich rasch in der erfolgreichen nachholenden Entwicklung einiger asiatischer Länder in Form intensiver Weltmarktintegration bestätigen.

Wurde in der dependenztheoretisch fundierten Variante der Theorie des peripheren Kapitalismus der externe Faktor zum alles erklärenden Etwas, verbunden mit der rigiden Politikempfehlung der Dissoziation vom Weltmarkt, so sticht bei Prebisch in bemerkenswerter Weise hervor, dass er in seiner Theorie des peripheren Kapitalismus, die er 1981 vorlegte, den externen Faktor relativierte, obwohl er es doch war, der die ökonomische Begründung exogener Verursachung fortdauernder Unterentwicklung geliefert hatte. Zwar beschrieb er diese Kapitalismusvariante als ausschließend-marginalisierend und gewalttätig-konfliktiv, aber er bezog sich dabei auf die internen Strukturen der Entwicklungsländer. Er erfasste damit insbesondere die sozialen und politischen Merkmale des peripheren Kapitalismus und vermied es als Ökonom, einem ökonomischen Reduktionismus zu huldigen, wie er dem Politikwissenschaftler Senghaas zugeschrieben werden konnte. Die für seine Theorie des peripheren Kapitalismus zentrale Akkumulationsproblematik ist eine Folge der ökonomisch, sozial und politisch bedingten strukturellen Heterogenität, die sich äußert: erstens in einer ungenügenden Kapitalakkumulation; zweitens in zu geringer Verwendung der erzielten Überschüsse für produktive Zwecke; drittens in sehr ungleicher Verteilung; und viertens in der

Aufrechterhaltung des hohen Konsumniveaus einer Minderheit, das die soziale Verwendung der Überschüsse ausschließt und zugleich Arbeitslosigkeit und die Marginalisierung großer Teile der Bevölkerung hervorruft.

Die Frage der Erwirtschaftung, Aneignung und Verausgabung des *surplus* sah Prebisch letztlich von den politischen Machtverhältnissen abhängig, über die in der Vergangenheit kontinuierlich Versuche der Transformation der ökonomischen und sozialen Strukturen, der Umverteilung, der Steigerung sozialer Investitionen etc. abgeblockt worden seien. Diese Kritik richtete sich gegen die restaurativ-autoritären Regime der 1970er Jahre. Die Lösung der für den peripheren Kapitalismus typischen Akkumulations- und Distributionsprobleme sah Prebisch daher gebunden an eine Transformation der internen Machtverhältnisse.

Reformerische Ansätze innerhalb der Peripherieländer schloss Prebisch somit nicht aus. Jedoch ging die anzustrebende Aufhebung der peripheren Struktur des Kapitalismus, bei der dem Staat in wirtschaftlicher, verteilungspolitischer und moralischer Hinsicht eine herausragende Rolle zugedacht war, eigentlich von bereits gewandelten Machtverhältnissen aus. Für deren Veränderung hatte Prebisch allerdings kein Konzept, weshalb Kritiker ihn des Utopismus ziehen. Weder Liberalismus noch Sozialismus war seine Maxime. Hingegen prallen Vorwürfe, die der Dependenztheorie legitimerweise gemacht werden konnten, an ihm ab. Denn er bezog zum einen binnengesellschaftliche Entwicklungsaspekte in seine Analyse mit ein; zum anderen anerkannte er in Bezug auf Politikempfehlungen die Komplexität der Verhältnisse, die keine einfachen Lösungen zuließ. Prebisch widerstand ahistorischen Betrachtungsweisen und ihren linearen Entwicklungsverständnissen.

Theorie und Praxis bei Raúl Prebisch

Eine Kritik des entwicklungstheoretischen Denkens von Raúl Prebisch muss berücksichtigen, dass seine *vita activa* aus einer Trias von Aktivitäten bestand: aus theoretischer Reflexion, Bildung von Institutionen und direkter Politikgestaltung. Es ist eine einzigartige Verknüpfung, die in der Entwicklungstheorie ihres gleichen kaum findet. Freilich wurden seine theoretischen Einsichten ständigem Wandel unterworfen durch die Praxisorientierung und die dadurch bedingte Anpassung an Zeiten und Kontexte, zumal wenn er Politikempfehlungen zu formulieren hatte.

Obwohl Prebisch ein eigenständiges Entwicklungsprogramm für die Dritte Welt entwarf, war er kein Dogmatiker. Er hat sich *expressis verbis* gegen dogmatische Verhärtungen theoretischer Einsichten gewandt und auch rigide

Schlussfolgerungen gemieden. Indem er seine eigenen Erfahrungen (und seine politischen Frustrationen) reflektierte, erneuerte er ständig sein entwicklungstheoretisches Denken. Er lebte förmlich die Spannung zwischen Theorie und Praxis - daher die Suche nach vermittelnden Positionen. In den großen theoretischen Kontroversen vermied er die Dichotomie des Entweder-oder, er bevorzugte die Ambivalenz des Sowohl-als-auch, wobei sich im Zeitverlauf die inhaltlichen Akzente aus strategischen Gründen und solchen der empirischen Erfahrung veränderten.

Überblickt man sein Denken von den argentinischen Anfängen bis zu den Analysen des peripheren Kapitalismus, so kann man durchaus von einer theoretischen Odyssee sprechen. Prebisch entwickelte sich vom Neo-Klassiker zum Keynesianisten und vom Bi- zum Multilateralisten. Nachdem er mit der Theorie der säkularen Verschlechterung der *terms of trade* weltweit Anerkennung und Widerspruch erfahren hatte, verschob er in seiner Theorie des internationalen Handels den Akzent von der (externen) Handelslücke zur (internen) Sparlücke, von der Ungleichheit der Handelsbeziehungen zur Ungleichheit der internen Wirtschaftsakteure. Seiner Bejahung und Forderung staatlicher Protektionismuspolitik stellte er die empirische Erfahrung gegenüber, dass der Protektionismus internen privilegierten Wirtschaftsgruppen diene, die sich damit dem internationalen Wettbewerb entzögen. Schließlich betonte er statt der externen Verursachung der Unterentwicklung die nationale Eigenverantwortung der Entwicklungsländer. Statt der Transformation der Weltwirtschaft und der internationalen Machtverhältnisse wurde für ihn die Transformation der Strukturen und Verhaltensmuster in den Entwicklungsländern vorrangig.

Man hat Prebisch und sein Denken als komplex bezeichnet. Damit wird zu umschreiben versucht, dass sich die *Ad-hoc*-Erneuerungen nicht immer stimmig in sein Gedankengebäude einfügten. Ambivalenz gebiert selten stringente Theorie. Als in der politischen Anfeindung stehender Wirtschaftsfachmann ist Prebisch um Polemik nie verlegen gewesen. Im Alter kam Enttäuschung über das nicht Erreichte hinzu. Schließlich war sein Heimatland Argentinien während seiner Lebenszeit vom Status eines relativ wohlhabenden Landes auf den eines Entwicklungslandes bzw. eines ewigen Schwellenlandes herabgesunken. Auf die Frage, weshalb Japan den Anschluss an die Industrieländer geschafft habe, konnte er antworten, dass Japan von Japanern bevölkert sei. Die strukturalistische Seite seines entwicklungstheoretischen Denkens war er um des aufrüttelnden Effektes willen auch zu verleugnen bereit. Gleichzeitig bewahrte er sich den Optimismus, auf eine vom Staat ausgehende wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Transformation in

Lateinamerika zu hoffen. Prebisch blieb der Modernisierungstheorie verhaftet - ein Modernisierer mit einem heterodoxen Entwicklungsprogramm.

Zur Prebisch- Rezeption

Der Einfluss von Prebisch auf die Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik des Südens und insbesondere Lateinamerikas kann kaum überschätzt werden. Er war der große, auf die *res gerendae* orientierte Wirtschaftstheoretiker Lateinamerikas. Seine Ideen bilden den Grundhaushalt dessen, was unter der strukturalistischen Schule der Wirtschaftstheorie verstanden wird. Sie sind die Kernelemente des "Cepalismo", jener von der CEPAL vertretenen Wirtschaftslehre, die sich über ganz Lateinamerika ausbreitete. Wer die Wirtschaftsgeschichte Lateinamerikas in den Jahrzehnten nach dem II. Weltkrieg verfolgt, wird unschwer erkennen, dass die theoretischen Vorgaben und die Politikempfehlungen von Prebisch in der Praxis aufgegriffen wurden. Importsubstituierende Industrialisierung, hochgradige Rolle des Staates im Entwicklungsprozess, regionale Integration - die von Prebisch gesetzten Akzente bildeten jenseits aller seinerzeitigen scharfen ideologischen Gegensätze zwischen rechts und links den Grundbestand gemeinsamer politischen Überzeugungen in Wissenschaft und Politik. Im Rahmen der Vereinten Nationen hat die von Prebisch betriebene Neue Weltwirtschaftsordnung nachhaltig die Entwicklungsdebatte der 1960er und 1970er Jahre bestimmt.

Gewiss, Prebisch war zunehmend enttäuscht, dass seinen Politikempfehlungen nur teilweise, nicht mit der nötigen Konsequenz, gefolgt wurde, worauf er die unzureichenden Ergebnisse zurückführte. Aber ebenso gewiss ist, dass etliche seiner Begriffe samt den Einsichten, die sie transportieren, in das entwicklungspolitische Sprachgut eingegangen sind. Welcher Autor erinnert heute noch daran, dass das Zentrum-Peripherie-Modell von Prebisch stammt? Manche der heute gängigen Entwicklungsvorstellungen gehen auf Prebisch zurück, werden aber häufig anderen Theorierichtungen zugeschrieben. Die Dependenztheorie, die sich gegenüber der politischen Praxis des *desarrollismo* (der Wachstumsstrategie innerhalb des kapitalistischen Grundmodells und auf der Basis der Prebisch-Empfehlungen) abgrenzte, hat sich etlicher Argumente der Prebisch-Theorie bedient, sie zugespitzt, häufig auf die Weise, dass sie sie mit Ansätzen aus der marxistischen Theorie verknüpft hat, und in der entwicklungspolitischen Diskussion die Originalität für sich in Anspruch zu nehmen gewusst. Es ist nicht von ungefähr, dass kaum eine Schrift von Prebisch in deutscher Sprache vorliegt. Im Kontext der 1968er Jahre hat man sich in Deutschland nicht für das reformistische Original, son-

dem mehr für die radikale Variante interessiert. Die Prebisch-Rezeptionslücke zwischen Lateinamerika und Deutschland ist groß.

Das Prebisch-Erbe

Das Vermächtnis von Don Raúl wird in Lateinamerika liebevoll gepflegt. Dabei wird nicht nur daran erinnert, dass er über Jahrzehnte das dortige entwicklungspolitische Denken und Handeln geprägt hat. Nach dem Niedergang der großen Entwicklungsparadigmen und im Zusammenhang neuerer Entwicklungsstrategien wird danach gefragt, welche Begründungen und welche Kritik bei Prebisch gefunden werden kann. Das Verfahren ist nicht ganz unproblematisch, denn Prebisch argumentierte kontextbezogen und lernte stets aus der Erfahrung hinzu. Es ging ihm auch weniger um den Begründungszusammenhang von Theorie und darum, grundsätzlich Recht zu behalten, als vielmehr darum, in Richtung auf konsensfähige Entwicklungsziele politischen Einfluss auszuüben – also um den Verwertungszusammenhang von Theorie. Lehren aus seinen Schriften würden sich gewiss nicht mit den Ansichten decken, die er zur Gegenwart geäußert hätte.

Dennoch wird man seinen grundlegenden Konzepten, den *terms of trade* und dem Zentrum-Peripherie-Modell, bescheinigen können, dass sie nach wie vor heuristisch fruchtbar sind. Des Weiteren wird man einige Entwicklungen der 1990er Jahre als Renaissance der Prebisch-Empfehlungen begreifen können. Dies ist u. a. mit dem Wiederaufleben von Integrationsprozessen (Mercosur, NAFTA) der Fall, deren Notwendigkeit er zeitlebens das Wort geredet hat. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass Prebisch kein grundsätzlicher Gegner der Weltmarktintegration der Entwicklungsländer war, sondern den Protektionismus als strategisch und zeitlich begrenztes Instrument einsetzen wollte, und dass er regionale Integration nur als Zwischenstufe begriff, bis die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Südens in der Produktion industrieller Güter erreicht worden wäre. Er geißelte die tatsächliche gegensätzliche Funktion des Protektionismus im peripheren Kapitalismus.

In umfassenderer entwicklungsstrategischer Hinsicht war Prebisch ein Gegner sowohl des Sozialismus wie des Liberalismus. Er plädierte im Prinzip für ein ausgewogenes Verhältnis von Markt und Staat, wobei er dem Staat im peripheren Kapitalismus jenseits der Kernfunktionen besondere Aufgaben zuwies, nicht um den Kapitalismus, sondern um seine periphere Struktur zu überwinden. Prebisch hatte ein soziales Gewissen. Nach der radikalen neoliberalen Wende zugunsten des Marktes sowie den daraus resultierenden sozi-

alen Verwerfungen kann das entwicklungspolitische Denken von Prebisch als eine Ressource dienen, um in der Suche nach sozialer Gerechtigkeit in Lateinamerika das Gleichgewicht zwischen Markt und Staat wieder herzustellen.

Bibliographie

Schriften zur Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik allgemein:

- Boeckh, Andreas, 1992. „Entwicklungstheorien. Eine Rückschau“, in: Nohlen, Dieter / Nuscheler, Franz, (Hg.). *Handbuch der Dritten Welt*. Band 1: Grundprobleme, Theorien, Strategien, 110-130.
- Nohlen, Dieter, 2005. „Entwicklungstheorie und Transitionsforschung. Ein ressourcenorientierter Theorievergleich“, in: Ulf, Engel et al., (Hg.). *Navigieren in der Weltgesellschaft*. Festschrift für Rainer Tetzlaff. Münster, 313-335.
- Nohlen, Dieter / Nuscheler, Franz, (Hg.), 1992-1994. *Handbuch der Dritten Welt*. 8 Bde., Bonn.
- Nuscheler, Franz, 2004. *Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik*. Bonn.
- Senghaas, Dieter, (Hg.), 1974. *Peripherer Kapitalismus*. Frankfurt am Main.
- , 1977. *Weltwirtschaftsordnung und Entwicklungspolitik*. Plädoyer für Dissoziation. Frankfurt am Main.

Schriften von Raúl Prebisch:

- Prebisch, Raúl, 1949. „Economic Survey of Latin America“, in: *ECLA* (Economic Commission for Latin America). New York: UN.
- , 1950. *The Economic Development of Latin America and its Principal Problems*. New York: UN.
- , 1961. *Economic Development, Planning and International Cooperation*. Santiago de Chile: ECLA.
- , 1964. *Towards a New Trade Policy for Development*. Report by the Secretary General of the UNCTAD. New York: UN.
- , 1968. *Für eine bessere Zukunft der Entwicklungsländer*. Ausgewählte ökonomische Studien. Berlin (Ost).
- , 1970. *Transformación y desarrollo*. La gran tarea de América Latina. Mexiko: BID/Fondo de Cultura Económica.
- , 1971. *Change and Development: Latin America's Great Task*. New York: Praeger.
- , 1981. *Capitalismo periférico: crisis y transformación*. México: Fondo de Cultura Económica.

–, 1984. “Five Stages in my Thinking on Development”, in: Meier, G.M. / Seers, D., (Hg.). *Pioneers in Development*. New York: Oxford University Press, 173-191.

Schriften zu Raúl Prebisch:

CEPAL, 1987. *Raúl Prebisch*. Un aporte al estudio de su pensamiento. Santiago: Naciones Unidas (enthält eine komplette Bibliographie seiner Schriften).

Gurrieri, Adolfo, (Hg.), 1982. *La obra de Prebisch en la CEPAL*. México: Fondo de Cultura Económica.

Hodara, Joseph, 1998. “Las confesiones de Don Raúl. El capitalismo periférico”, in: *Desarrollo Económico*, 38 (150), 643-653.

Iglesias, Enrique V., (Hg.), 1993. *El legado de Raúl Prebisch*. Washington (DC): Banco Interamericano de Desarrollo.

Salazar, José Manuel, 1993. “El resurgimiento de la integración y el legado de Prebisch”, in: *Revista de la CEPAL*, 50, 21-40.

Wien – Triest – Rom 1382-1918

Renate LUNZER, Wien

Den forschenden Blick aus der kulturwissenschaftlichen Perspektive von „Zentren und Peripherien“ auf Triest zu richten ist angesichts der historischen Genese dieser Stadt nahe liegend. „Naturgemäß“ hatte ich ihn im Auge, während ich vor Jahren an einer Studie über den Kulturtransfer zwischen Österreich und der Venezia Giulia arbeitete. Damals war aber der Fokus meiner Analysen nicht die binäre Opposition, die Schwerpunkt dieses Heftes ist, sondern die mentalitätshistorischen Voraussetzungen, die mehrere Generationen von Kulturvermittlern zum Abreißen und sodann zum (Wieder-)Aufbauen von Brücken zwischen Italien und Österreich bestimmt hatten (Lunzer 2002). Nahe liegend war auch der Gedanke, dass man im Fall von Triest, wollte man es - was nur partiell möglich ist - als Peripherie betrachten, die Blickrichtung verdoppeln musste. Mag bis zur Entstehung des italienischen Einheitsstaates die Relation zum Zentrum Wien vordergründig sein, so kommt ab 1861, und mit dem Erstarren des Irredentismus immer intensiver, diejenige zum Zentrum Rom hinzu. Eine Peripherie also mit vielfältigen, „legitimen“ und „illegitimen“ Beziehungen zu zwei potentiell feindlichen Zentren - eine interessante Herausforderung für ein interkulturelles Forschungsvorhaben. Im hier gegebenen Rahmen kann ich allenfalls selektiv einige wenige Ansatzmöglichkeiten skizzieren.

Zunächst ist methodisch festzuhalten, dass das ursprünglich räumliche Begriffspaar – περιφέρεια heißt Umkreis – auf viele Ebenen, die politische, die ökonomische, die soziale, die kulturelle und andere, bezogen werden kann (Nolte 2001: 13). Die jeweiligen Spannungsverhältnisse zwischen Zentrum und Peripherie müssen dabei keineswegs deckungsgleich sein: beispielsweise kann ein ökonomisches Zentrum politische Peripherie sein, wie Andrea Komlosy am Beispiel der Böhmisches Länder in der Habsburgermonarchie gezeigt hat (Komlosy 2001: 56), und umgekehrt ein politischer Zentralraum ökonomisches Randgebiet usw. Ebenso kann die jeweils in einem Gesamtsystem eingenommene Position innerhalb eines Subsystems wechseln (Triest beispielsweise als politische und kulturelle Peripherie in der k. (u.) k. Monarchie, gleichzeitig aber als politisches, ökonomisches und kulturelles Zentrum

der Provinz Küstenland). Der systemische Stellenwert kann sich überdies auch historisch und symbolisch ändern (in Triest etwa ab der Installierung des Freihafens, 1719).

Der heuristische Wert der Anwendung des Zentrum-Peripherie-Modells auf den ökonomisch, sozial und kulturell heterogenen Habsburgerstaat ist von der österreichischen Kulturwissenschaft durchaus erkannt worden; so liegt seit 2006 der von Endre Hárs, Wolfgang Müller-Funk und anderen herausgegebene Sammelband *Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn* vor, ein Nachfolgeprojekt (FWF-Forschungsprojekt Nr. 16511) galt *Zentren/Peripherien. Kulturen und Herrschaftsverhältnisse[n] in Österreich-Ungarn 1867-1918*. Insbesondere wurde in letzter Zeit die Frage diskutiert, ob und inwieweit man sich diesem Untersuchungsfeld mit dem Instrumentarium der *postcolonial studies* nähern könne: „ob sich nämlich die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie (und die Habsburger Monarchie vor 1867) nicht als ein *quasi-kolonialer* Herrschaftskomplex begreifen lässt“ (Müller-Funk/Plener 2002: 19). Dass man die innereuropäische Herrschaftsausübung der k. (u.) k. Monarchie im 19. Jahrhundert nicht mit der des außereuropäischen Kolonialismus gleichsetzen kann ist allerdings unstrittig; immer wieder wird in diesem Kontext auf die von Carl Schmitt aufgezeigte Differenz zwischen territorialer und maritimer Herrschaft, zwischen dem innereuropäischen „Kolonialismus“ der „Landtreter“ und dem Kolonialismus der „Seeschäumer“ hingewiesen (Schmitt 1981). Mit Recht wurde auch darauf hingewiesen, dass die Herrschaftsverhältnisse in Mitteleuropa nicht auf einer gewaltsamen Landnahme beruhten, sondern auf vorkapitalistischen und feudalen Strukturen, die bis ins 19. Jahrhundert fortwirkten; gleichermaßen darauf, dass die Beziehungsdynamik einander bekannter Ethnien und Kulturen einer anderen Dialektik unterliegt als jene zwischen Europa und einer bis dahin fremden (überseeischen) Welt (Müller-Funk/Wagner 2005: 23). Schon längst hatte der Historiker Moritz Csáky in seinen zahlreichen Studien zur spezifischen Situation in Zentraleuropa die Pluralität der Ethnien thematisiert¹, dabei aber nicht so sehr die Asymmetrien in den Vordergrund gerückt als vielmehr ein Vokabularium verbindender kultureller „Codes“, die trotz einer der Pluralität inhärenten Differenzierung für die Bewohner der Gesamtregion verbindend gewesen seien. In diesem Raum seien ethnogenetische oder Akkulturationsprozesse besonders deutlich wahrzunehmen (Csáky 1990: 19-28 et passim). Jedenfalls

¹ Als ein Beispiel für viele nennen wir hier seine Studie *Pluralität. Beiträge zu einer Theorie der österreichischen Geschichte*, in: *Geschichtsforschung in Graz. Festschrift zum 125-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz*, hrsg. von Herwig Ebner, Horst Haselsteiner und Ingeborg Wiesflecker, Graz 1990.

dürfte die postkoloniale Perspektive insofern sinnvolle Fragestellungen erlauben, als ein gewisser Konsens darüber herrscht, dass periphere Gebiete der Monarchie wie Galizien, Bukowina, Bosnien (das übrigens auch mit Waffengewalt annektiert wurde) den Charakter von halbkolonialen Gebieten trugen (Müller-Funk, Wagner 2005: 22; Hárs 2006: 8); eine bekannte, in kritischer Bezugnahme auf Edward Said durchgeführte Untersuchung von Marija Todorova (1997) hat im übrigen die Hypothese erhärtet, dass der „Balkanismus“ die innereuropäische Variante des Orientalismus (gewesen) sei.

Was nun Triest betrifft, scheint mir der koloniale Diskurs für die Relation zur Metropole Wien, wenn überhaupt, so nur marginal anwendbar. Zu schwach und okkasionell war die Ingerenz der habsburgischen „Zentralmacht“ vor 1719, zu privilegiert war die zum „wichtigsten österreichischen Außenhandelszentrum“ (Rumpler 1997: 252) aufsteigende Hafenstadt nach diesem Datum. Bezieht man sich auf die Parameter, die Hannah Arendt (1951) zur Beschreibung des imperialistischen Kolonialismus oder, in Anlehnung an Arendt, Jenny Sharpe (1995) für das koloniale Verhältnis von Zentrum und Peripherie festgehalten hat, so trifft eigentlich keiner auf die oberadriatische Hafenstadt zu: weder die gewaltsame Landnahme, von der schon die Rede war, noch die Rechtlosigkeit der ansässigen Bevölkerung oder die Beschränkung der Souveränität auf die Bevölkerung des Zentrums, noch die Einführung von dessen Kultur auf dem Gebiet der dominierten Kultur, noch der „ungleiche Tausch“ (die Ausbeutung); zutrifft sehr wohl der Import von Menschen aus der Metropole (in das boomende Emporium wurden freilich Menschen aus aller Herren Ländern „importiert“), die als Angehörige der deutschsprachigen Staatsnation gewisse Vorteile genossen, jedoch die „Peripherie“ weder politisch noch ökonomisch durchgehend beherrschten. Mit Gewinn operationalisierbar wäre der koloniale Diskurs allerdings für das Verhalten des italienischen Zentralstaats gegenüber den „Neuen Provinzen“ (d.h. des Küstenlandes) nach der „Erlösung“ von 1918. Und natürlich – ich erlaube mir diese *boutade* – hätten sich auch die italienischen Irredentisten gerne seiner bedient, wenn er damals existiert hätte; sie kamen allerdings auch mit seinen „Vorformen“ bestens aus. *Alles in allem geben wir wohl nicht fehl, wenn wir Triest als einen politisch bis zu einem gewissen Grad fremdbestimmten ökonomischen Zentralraum der Habsburgermonarchie definieren.* Wir werden nun versuchen, die wichtigsten Momente im Spiel und Widerspiel zwischen den Wiener und Triester Machteliten anzudeuten.

Eingekeilt zwischen den Abhängen des Karsts und dem Meer, den beiden Elementen, denen Triest sein bescheidenes Auskommen (Öl

und Wein, Salz und Fisch) verdankte, umgeben von Feudalherrschaften, konnte die Stadt der aufstrebenden Seemacht Venedig nicht ausweichen. Da sie aber nicht enden wollte wie die anderen Städte Istriens, ließ sie sich auf einen dreihundert Jahre lang dauernden Kampf auf Leben und Tod ein, während dessen ihr auch die *deditio* an die österreichischen Herzöge keine Sicherheit brachte. Der Kampf endete mit der Erhaltung der Unabhängigkeit, brachte der Stadt aber den wirtschaftlichen Ruin (Arneri 2002: 15).

Der als *deditio* bezeichnete, 1382 zwischen der Kommune Triest und Herzog Leopold III. abgeschlossene Vertrag markierte zwar den Beginn eines privilegierten Verhältnisses zu den Habsburgern, das 536 Jahre dauern sollte, sie waren aber keineswegs die erste Wahl gewesen: die von Venedig bedrängte Stadt hatte sich zuvor dem Patriarchen von Aquileia, den Grafen von Görz, dem König von Ungarn und anderen Potentaten „angetragen“, von denen es sich allerdings keiner mit der Serenissima anlegen wollte. Vom Ende des 14. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts nahmen die weit entfernten Habsburger ihre Rolle als Schutzmacht mehr oder weniger zureichend wahr. So musste Triest seinen dritten Krieg mit Venedig praktisch allein führen, da der notorisch in Geldnöten befindliche Kaiser Friedrich III. lediglich ein Hilfskontingent von 200 Rittern zur Adria sandte. Ein geschickter Schachzug zugunsten des Zentrums – wir erwähnen ihn wegen der Prominenz des Spielers – gelang Enea Silvio Piccolomini, nachmalig Papst Pius II.: kurzfristig Bischof von Triest konnte der ehrgeizige Humanist die geschwächte Kommune zum Verzicht auf das Recht der Bischofsernennung zugunsten Friedrichs, seines Herrn, bewegen. Ein Vorrecht, das sich besonders im Zeitalter der Irredentismen für das allerchristlichste Erzhaus, das den slowenischen Klerus förderte, als nicht unbedeutend erweisen sollte. Verlorene Kriege und andere Katastrophen dezimierten in den folgenden Jahrhunderten die Bevölkerung Triests, die wirtschaftliche Lage war und blieb drückend, und die Habsburger zeigten auch im anbrechenden Zeitalter der Seefahrt und des Überseehandels kein besonderes Interesse an ihrem Meereshafen.

Die geschilderte Situation änderte sich erst, als Karl VI. im Aufwind des westeuropäischen Merkantilismus und gestärkt durch die Siege im Spanischen Erbfolgekrieg sowie über die Türken (1718: Friede von Passarowitz) daran dachte, Österreich zu einer Handels- und Seemacht auszubauen. Angesichts der Schwäche Venedigs verkündete er 1717 die freie Schifffahrt in der Adria und erklärte 1719 Triest zum Freihafen. Das bedeutete zollfreie Ein- und Ausfuhr, ebensolcher Umschlag von Schiff zu Schiff, ebensolche Zwischenla-

gerung. Gleichzeitig zogen zahlreiche weitere Vergünstigungen Händler, Unternehmer und Abenteurer verschiedener Provenienz nach Triest, wo sie Unabhängigkeit von den örtlichen Behörden, Befreiung von bürgerlichen Pflichten (keine Wehrpflicht!) wie auch Straffreiheit für anderswo begangene Delikte oder aufgehäuften Schulden genossen. Gegen diese massiven Eingriffe des Protektors erhob sich keine wesentliche Opposition der einheimischen Patrizier, die ihre Einkünfte hauptsächlich aus dem Grundbesitz und der Salzgewinnung bezogen. Trotz alledem stellte sich des Kaisers „Ostindische Kompanie“, die das Herz des Seehandels sein sollte, aus verschiedenen Gründen bald als Fehlschlag heraus. Die Tochter Maria Theresia erweiterte den Hafen, errichtete auf dem Terrain der Salinen ein Handelsviertel („Borgo Teresiano“), dessen Mittelpunkt der pittoreske „Canal Grande“- noch heute Augenfreude aller Triest-Besucher - bildet, vor allem aber traf sie eine Reihe von effizienten gesetzlichen Maßnahmen, die die Entstehung einer neuen Schicht von flexiblen Kaufleuten favorisierten: sie dehnte die Freihandelszone auf das ganze Territorium der Stadt aus, schaffte fast alle Zölle ab, verbesserte die Verkehrsverbindungen zum Hinterland und garantierte den Immigranten freie Religionsausübung. Die Handelskontakte, die die verschiedenen Nationalitäten aus ihren Herkunftsländern mitbrachten, kamen auch den eingewanderten Bürgern zugute. In wenigen Jahren verfünffachte sich die Bevölkerungszahl. Der rasante Aufstieg Triests ist zweifellos nicht nur den unbestreitbaren Verdiensten der beiden österreichischen Herrscher geschuldet, in denen manche *rois taumaturges* sehen wollten, doch auch nicht den Triestern allein, wie die irredentistische Geschichtsschreibung es gerne darzustellen pflegte: vielmehr wird man dem Gründervater der italienischen Wirtschaftsgeschichte, Gino Luzzato, zustimmen, wenn er meint, die Fortuna der Stadt habe darin bestanden, dass sie der einzige Seehafen eines Staates war, der im 18. Jahrhundert zur Großmacht aufstieg. Mit dem Zusammenbruch dieses Staatsgebildes sei auch Triests Fortuna ein nicht wieder gutzumachender Schlag versetzt worden.

Gegen Ende des Jahrhunderts war die Einwohnerzahl von 6000 beim Tod Karls VI. auf 30.000 Seelen angewachsen und die Triester Segelschiffe schwärmten längst über die Grenzen des Mediterrans hinaus. Ein dem Abbau der Handelsschranken im Habsburgerstaat an und für sich förderlicher Zentralisierungsversuch Josephs II. in den achtziger Jahren – es war keine Germanisierungsaktion im nationalen Sinn, sondern ein bürokratisch-administrativer Vereinheitlichungsversuch mit Deutsch als Staatssprache - scheiterte binnen kurzem und das Italienische, oder vielmehr jener venetische Dialekt, der in Triest als *lingua franca* diente, behielt die Oberhand. Die glänzende Konjunktur

des Emporiums wurde durch drei napoleonische Besetzungen zwischen 1797 und 1813 unterbrochen, von denen die letzte für das an die so genannten Illyrischen Provinzen angeschlossene Triest, das vor allem an der englischen Blockade der Adria litt, den wirtschaftlichen Ruin und einen gewaltigen Bevölkerungsschwund bedeutete. Die nach der Völkerschlacht bei Leipzig wiederkehrenden Österreicher wurden demgemäß freudig begrüßt: das französische Intermezzo hatte keine nennenswerten revolutionären Fermente hinterlassen, wohl aber die neuerliche Erkenntnis, dass die Handelsstadt auf Gedeih und Verderb mit dem Schicksal ihres Hinterlandes verbunden war.

Diesmal war die Zentralmacht triumphierend wiedergekehrt: die von den Franzosen abgeschaffte Stadtregierung (*Consiglio dei patrizi*) wurde nicht wieder eingeführt und Triest als Hauptstadt in die neu geschaffene Provinz Küstenland (*Litorale*) eingegliedert. Diese aus geographisch, ökonomisch und kulturell heterogenen Elementen bestehende administrative Großkonfiguration umfaßte, *cum grano salis*, Triest, Görz, das Friaul bis zum Judrio, das Isonzotal, den triestinischen Karst, Istrien ohne Fiume und die Inseln des Kvarner-Archipels. Zwar besaß Triest bis 1838 keine Gemeindevertretung mehr, zog aber so hohen Nutzen aus der wiedergewonnenen Hegemonie Österreichs in Norditalien und der Wiedereinrichtung des Freihafens, dass es nunmehr zu einem wichtigen Player des internationalen Finanzkapitalismus wurde. In diesem Sinne war die eigentliche Gemeindevertretung der Börsenausschuss. Die neuen Unternehmen, die das große Abenteuer wagten, waren Aktiengesellschaften, deren finanziellen Grundstock immer noch die großen Familienvermögen der Handelshäuser des Emporiums bildeten. Eine wichtige Rolle spielte dabei das unternehmerische Genie jüdischer Kaufleute, die voll in die lokale Bourgeoisie integriert waren. 1831, beziehungsweise 1838 entstanden die beiden Versicherungsgiganten *Assicurazioni Generali* und *Riunione Adriatica di Sicurtà*, 1833 der *Lloyd austriaco*, zu dessen Gründern der genialische Karl Ludwig Bruck, später österreichischer Finanzminister, gehörte. Die zweite Sektion des Lloyd (Dampfschiffahrtsgesellschaft) konnte nur mit Unterstützung der Regierung durchgesetzt werden. Das Schicksal des Lloyd, so halten Ara-Magris (1998: 36-37) in ihrem Klassiker über Triest fest, zeugt von der ständig wachsenden Bedeutung Triests für den Staat, aber auch davon, dass die Stadt allein den neuen Aufgaben nicht gewachsen war.

Im Vormärz zeigten sich im Österreichischen Küstenland Ansätze zu echtem interkulturellen Austausch. Da die Inhaber der politischen Macht im Habsburgerstaat im allgemeinen – Joseph II. war eine Ausnahmeerscheinung – der Versuchung widerstanden, sich zur Regulierung der Herrschaftsverhältnisse als "Meister der Bedeutungen" (Clanet 1990: 20) zu etablieren, war und

blieb das dominante linguistische und kulturelle Element im Küstenland das italienische (oder italianisierte), nicht das deutsche. "Diese exotische deutsche Kultur konnte keine Wurzeln schlagen" (Sestan 1947: 74), während die traditionelle Italianität *in loco* einen außerordentlich starken Assimilations- und Absorptionssog auf die zugewanderten "Nationen" ausübte, sogar auf die deutsch-österreichische, die doch Staatsnation *par excellence* war. Die österreichische Immigration, relativ dünn und teils inkonsistent, blieb letztlich, trotz des Prestiges und der Verbreitung, die ihre Sprache und Kultur genossen, eine "verniciatura" (Apih 1966: 37), ein Firnis, blieb der Anziehungs- und Aggregationskraft der Italianität unterlegen. Angelo Ara merkte treffend an, dass man vielleicht von einer "kolonialen", gleichwohl nicht "kolonialistischen" Kultur der Österreicher im Küstenland sprechen könne (Ara/Magris 1987: 32), wobei er unter „kolonial“ – ganz im Gegensatz zu den *colonial studies* – verstand, dass die Österreicher dort eine Kolonie bildeten².

Die gelungensten Versuche, einen Dialog zwischen den vielfältigen Komponenten dieser politischen Entität zu installieren, lassen sich einerseits um die Gesellschaft *Gabinetto di Minerva* mit ihrer Orientierung an der österreichischen Aufklärung und ihrer "typischen Mischung von italienischen Formen und deutschen Inhalten" (De Lugnani 1986: 23) verzeichnen, andererseits um die nach allen Seiten – besonders zu den Slawen hin - offene Gelehrten- und Literatenrepublik der Zeitschrift "Favilla" (1836-1846), Inkunabel einer triestinischen Kulturnation. "Adria" wieder, die auf deutsch erscheinende Zeitschrift des in Preußen geborenen Juden Jakob Löwenthal, hatte nicht nur bedeutende österreichische und deutsche Dichter und Literaten zu Mitarbeitern, sondern berücksichtigte, wie die „Favilla“, auch die "illyrische", das heißt die slawische Literatur. In einem solchen kosmopolitischen Klima, das von weit blickenden Politikern wie dem Statthalter Grafen Franz Stadion oder dem erwähnten Baron Bruck, Schöpfer eines ambitionierten ökonomischen Mitteleuropa-Projekts³, beeinflusst wurde, konnte auch ein Unternehmen wie die exemplarische Ausgabe der italienischen Klassiker gedeihen,

² Die Kanäle, über die die Verbreitung der deutsch-österreichischen Kultur erfolgte, waren in erster Linie Bildungsinstitutionen wie Schule und Universität (nach dem Dritten Unabhängigkeitskrieg von 1866 gab es auf dem Territorium der Austro-Italiener keine Universität mehr und sie mussten daher auf deutschsprachige Universitäten ausweichen), aber auch das Sprech- und Musiktheater (die Operette, in Triest begeistert aufgenommen, erfreut sich dort heute noch einer gewissen Blüte), die Print-Medien, gelehrte Gesellschaften und Vereine.

³ Über Brucks Zollunion siehe Furlani / Wandruszka / Guiotto / Malfèr 2002, 129-130.

die die Schifffahrtsgesellschaft des Österreichischen Lloyd besorgte.⁴ Es war jene "Periode, [...] während der Ungarn und Friulaner, Triestiner und Kroaten, Slowenen und Veneter [...] einen Bürgersinn in sich aufnahmen, der in Achtung vor der öffentlichen Sache [...] bestand, in der Öffnung zum Mitmenschen, weil Bürger gleichen Rechts, in gleichem Maß notwendig für die Vervollkommnung des Mosaiks. Diese Gesinnung stellte das gemeinsame Bürgerrecht über die einzelne Nation [...]" (Tomizza 1995: 51-52).

Triest, das seit 1819 durch den Beinamen „Allergetreueste“ ausgezeichnet war, erhielt 1850 (auch das Revolutionsjahr 1848 war in der Stadt ohne bemerkenswerte Spannungen vorübergegangen) eine Verfassung, die ihm weit reichende Autonomie gewährte: es wurde zur „reichsunmittelbaren“ Stadt erklärt, so dass die Funktionen des Gemeinderats (Consiglio comunale) mit denen eines Landtags (Dieta provinciale) zusammenfielen. Hinter der engen Verbindung von Wien und Triest stand die Konzeption Karl Ludwig Brucks, der in den beiden Städten die Pole - den politischen und den ökonomischen - des Habsburgerreichs sah (Ara-Magris 1987: 40). Die Stadt als Projektion der gesamten Monarchie ans Meer.

Nach der italienischen Staatswerdung von 1861 sowie nach dem Unabhängigkeitskrieg des Jahres 1866 begann sich vor allem beim mittleren Bürgertum der Venezia Giulia (diese Bezeichnung für das Küstenland hatte der Görzer Linguist Graziadio Ascoli 1863 geprägt, um die Idee einer einheitlichen Italianität in den kaiserlichen Territorien östlich des Isonzo zu suggerieren) ein irredentistisch gefärbtes italienisches Nationalbewusstsein zu entwickeln. In der ideologischen Auseinandersetzung zwischen der staatsstreuen und der nationalliberalen Fraktion im Gemeinderat begann sich in den 70er Jahren immer mehr die Gruppe durchzusetzen, die die Autonomie als Bollwerk einer italienisch dominierten städtischen Identität betrachtete und dem Modell eines Zusammenlebens auf kosmopolitischer Basis wenig abgewinnen konnte. In diesem Sinn standen sich auch die Verteidiger des von der technologisch-industriellen Entwicklung überholten Freihafen-Emporiums auf staatsprotektionistischer Grundlage und die Vertreter eines international ausgerichteten Großunternehmertums wie Pasquale Revoltella und Giuseppe Morpurgo, beide Befürworter des Suez-Kanal-Projekts, gegenüber. Zukunftsträchtig konnte nur ein erweiterter Transithafen sein, doch musste

⁴"[...] unsere Sammlung italienischer Klassiker (hergestellt von der Druckerei des Lloyd) ist besser als viele andere jenseits des Judrio" stellt Scipio Slataper in einem Artikel von 1909 über das Triester Geistesleben fest (Lettere Triestine, a c. di E. Guagnini, Trieste, Ed. Dedolibri, 1988, S. 35). Der Fluß Judrio markierte die Staatsgrenze zum Königreich Italien.

die Regierung nach dem Wiener Börsenkrach von 1873 Konzessionen machen und so setzte sich die von den Triester Nationalliberalen favorisierte „Kombination von Rückständigkeit und Privilegien“ (Millo 2002: 196) im Sinne der Beibehaltung des Freihafens durch.

Bekanntlich wurde 1882 zwischen Österreich-Ungarn, Deutschland und Italien der Dreibund abgeschlossen. Im gesamten folgenden Zeitraum bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs gestalteten sich infolgedessen die Beziehungen zwischen Österreich und dem Königreich Italien äußerlich auf der Ebene formaler Korrektheit und Bündnistreue, darunter verlief jedoch ungebrochen die „unterirdische Handlungslinie“ des Irredentismus (Furlani/Wandruszka/Guiotto/Malfèr 2002: 171). Die Frage der „unerlösten Gebiete“ (terre irredente), zu denen nach Überzeugung der Irredentisten Triest und das Küstenland trotz ihrer pluriethnischen Bevölkerungsstruktur gehörten, war der rote Faden, der das zur europäischen Großmacht aufgestiegene Königreich Italien mit dem Risorgimento, das heißt aber mit seiner Gründungsidee verband. Da die separatistischen Zielsetzungen eines Teils der Triester Eliten mit dem Dreibund in die Ferne gerückt waren, nahm die Strategie der Nationalliberalen im *Consiglio comunale* sukzessive den Charakter einer intransigenten Verteidigungspolitik der Italianität an. Sie konnte vor allem unter geschickter Ausnutzung des rechtlichen Instrumentariums vorangetrieben werden, welches das österreichische Staatsgrundgesetz von 1867 bot, indem es eine weitgehend tolerante Regelung der Sprachenfrage im Unterrichtswesen des Vielvölkerstaates ermöglichte. Hier nun setzte der massive Einfluss jenes anderen Zentrums, Rom, ein, dem sich die italienische Ethnie des Küstenlandes linguistisch und kulturell, zum Teil auch politisch verbunden fühlte. Über die Kanäle von patriotischen Gesellschaften wie der *Lega nazionale* oder der *Dante Alighieri* flossen massive Geldströme aus dem Königreich ein, die eine nationalistische (Schul-)Politik im Litorale subventionierten.

Dass die historische Entwicklung im weiteren trotz zunehmender Politisierung relativ friedlich verlief, mag seinen Grund in der Inkompatibilität des linearen nationalistischen Denkens mit der ökonomisch kompliziert verflochtenen, multipolaren Realität des Küstenlandes haben. Da die ökonomische Macht und das Finanzkapital ebenso in den Händen von Deutsch-Österreichern wie von Italienern lag, fehlte hier die explosive Mischung von sozialem und politisch-nationalem Konfliktpotential, die es in anderen Kronländern sehr wohl gab (und die später den gegen Italien gerichteten slowenischen Irredentismus kennzeichnen sollte). Der adriatische Irredentismus nahm keine gewaltsamen oder verzweifelten Formen an - die Bora richtete laut dem „mitteleuropäischen Verleger“ Roberto Bazlen (1984: 242) in Triest viel mehr

Unheil an als der *furor civicus* -, sieht man von wenigen Ausnahmen ab, wie dem tragischen Fall des Wilhelm Oberdank/ Guglielmo Oberdan, dessen exaltiertem Selbstopferungswillen die bornierte und politisch verblendete österreichische Militärgerichtsbarkeit just im Gründungsjahr des Dreibunds voll entgegenkam. Sie verurteilte ihn - unverrichteter Dinge, das geplante Attentat auf Franz Joseph war nicht zustande gekommen - zum Tode, womit der Sache endlich ein Märtyrer geschaffen war. Ernesto Sestan hat den adriatischen Irredentismus bis herauf in die neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts überspitzt, aber aussagekräftig als "absurdes Idyll" (Sestan 1947: 100) definiert. Die Herzen flossen zwar von erhabenen Leidenschaften über, aber niemand griff zu den Waffen, außer zu denen des Gesetzes, nach dessen Regeln die Kompromisse zwischen der Wiener Bürokratie und der lokalen liberalnationalen politischen Klasse ausgefochten wurden:

Österreich war auf seine Art gesetzestreu, insofern als es kaum jemals unverfroren die Gesetze übertrat, die es sich auferlegt hatte. Die Gesetze konnten [...] ungerecht sein; aber sie wurden im allgemeinen respektiert, auch wenn sie sich auf die komplizierteste Weise verdrehen und auslegen ließen. Aber auf diesem Gebiet stieß der österreichische Verwaltungsapparat in den italienischen Politikern der julischen Region auf gleichwertige Partner, die mit gewitzten Auslegungen aus den geltenden Gesetzen auch noch das Letzte herauszupressen wussten: Sitze in Gemeinderäten und Landtagen, Schulen, Vereine, Zeitungen. Es war ein Spiel [...] kluger Übereinkünfte, [...] in welches die besten Gehirne der liberalnationalen Partei eingebunden waren [...]. (ebda.)

In den letzten zwanzig Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs kamen jedoch mit der Affirmation eines voll entwickelten nationalen Selbstbewusstseins beim slowenischen Bevölkerungsteil, der sich nicht mehr amalgamieren ließ -hier rückte die slawische Peripherie eng an das randitalienische Zentrum heran -, mit den Wahlerfolgen der internationalistischen sozialistischen Partei im Litorale und den nationalistischen Plänen der Wiener Regierung in hohem Maße Angst auslösende Faktoren ins Spiel, von denen sich die periphere Italianität der Venezia Giulia gefährlich bedroht sah. Der interkulturelle Dialog und der Moderatismus der alten nationalliberalen Politik wurden von holistischen Identitätskonzeptionen überlagert und die jeder nationalen Rhetorik inhärente Tendenz zur Dichotomisierung schuf Selbst- und Fremdbilder, die einem extremen Ethnozentrismus entsprachen. Nur unter massiver Ausblendung konstitutiver Realitäten ließ sich die kosmopoli-

tische, in jeder Hinsicht vom "Austausch", auch vom reichlichen Austausch kultureller "Codes" (M. Csáky) lebende Handelsmetropole zu einem von tausendjährigen Lateinern bewachten Fort in einem Zweifrontenkampf umfunktionieren: Gegen den "krallenbewehrten" Doppeladler und gegen die "slawische Bedrohung", wobei letztere - nicht völlig ohne Grund - von der irredentistischen Propaganda als perfid eingesetztes Strategem des ersteren präsentiert wurde.

1897 feierten die Nationalliberalen einen überwältigenden Wahlsieg und verdrängten die Austrophilen sowohl aus dem Gemeinderat als auch aus dem Reichsrat in Wien. *Diese Wahlen markierten eine Trennungslinie zwischen der politischen und der überwiegend staatsstreuen ökonomischen Elite.* Eine neue Generation von *networkers* war an die Macht gekommen, darunter zwei bedeutende Exponenten der jüdischen Bourgeoisie, Felice Venezian und Theodoro Mayer, die ein enges Beziehungsgeflecht zum reichsitalienischen Irredentismus und zur Freimaurerszene herstellten. Mayer war der Besitzer der meistgelesenen triestinischen Zeitung „Il Piccolo“ und kaufte nach seiner Übersiedlung nach Rom um die Jahrhundertwende auch einen Teil der Nachrichtenagentur Stefani auf. Die hochgradige Slavophobie einer national fixierten *classe dirigeante*, wie sie aus dem folgenden Ausschnitt eines Briefes von Felice Venezian an den Vizepräsidenten der *Dante Alighieri*, Großmeister Ernesto Nathan, exemplarisch hervorgeht, legte eine unheilvolle Saat für viele künftige Jahrzehnte:

Wir dürfen an keinerlei Verständigung mit den Slawen unserer Region denken. Die Slawen sind bei uns eins mit der österreichischen Herrschaft. Niemand wird sie mehr bemerken, wenn uns diese Herrschaft nicht mehr im Nacken sitzt (Levi 1945: 190).

Diese Hypertrophie der nationalen Leidenschaften im Küstenland führte bei unveränderter Integration seiner Ökonomie im österreichischen System zu einer Art *Schizopraxis*: Während die politischen Eliten "den Irredentismus monopolisierten" (Negrelli 1985: 268), blieb die Zusammenarbeit mit dem österreichischen Kapital weitgehend ungetrübt, und die großen Handels-, Finanz- und Industrieunternehmen prosperierten "unter dem umsichtigen Protektionismus des habsburgischen Wohlfahrtsstaats" (ebda.: 280). Und während die nationalitalienische Propaganda mit düsteren Farben die bevorstehende Invasion durch die "Barbaren" aus dem Karst an die Wand malte, bediente sich der triestinische Kapitalismus slowenischer Banken und profi-

tierte vom ununterbrochenen Zuzug slowenischer Arbeitskräfte, ja hätte ohne diese Ressource gar nicht existieren können.

Diesen bizarren Dualismus von ökonomischem *austriacantismo* und politisch-kultureller *italianità* beim Triestiner Bürgertum, von Slavophobie und voller Integration der Slawen in den Produktionsprozeß hat der vom Gedankengut des Austromarxismus geprägte Angelo Vivante, zum Sozialismus „konvertierter“ Sohn der Triester Bourgeoisie, in seiner umfassenden Studie *Irredentismo adriatico* (1912) so stringent analysiert, dass seine Schlussfolgerungen noch heute Gültigkeit haben. Vivante sagte den Niedergang des Hafens und der Stadt im Fall einer Trennung vom Hinterland präzise voraus. Die separatistischen Aspirationen eines von der Logik seiner Interessen her notwendigerweise staatsfreundlichen Bürgertums interpretierte er als bloße "Phraseologie", wenn er auch die irrationalen Dimensionen des Phänomens - "entstanden in einer Atmosphäre von Traum und Leidenschaft [...] und dann künstlich von der rauen Wirklichkeit ferngehalten"(Vivante 1984: 2) - nicht übersah. Im politischen Organismus der vom Großbürgertum dominierten nationalliberalen Partei konstatierte er *zwei Seelen*, unnatürlich vereint. Für die dieser antagonistischen Mentalität entsprechende politische Taktik, welche die Nationalliberalen gegenüber Wien entwickelten, fand Vivante den treffenden Vergleich mit Penelope, die ihr Gewebe stets wieder auftrennt (ebda.: 207).

Auch der begabteste Kopf der Triester literarischen Avantgarde, Scipio Slataper, entwickelte, ungefähr gleichzeitig mit Vivante, eine "Zwei-Seelen"-Theorie. Wie dieser glaubte er die Ökonomie der Venezia Giulia auf Gedeih und Verderb mit der der österreichischen Länder verbunden, überhöhte aber, anders als sein wissenschaftlich argumentierender älterer Freund, vor allem in seiner frühen Publizistik und in dem genialischen Opusculum *Il mio Carso* diesen Befund des "zweihörnigen Verlangens"(Slataper 1954: 138) ins Pantragische und übertrug ihn auf die kollektiv-psychologische Ebene eines Lebensgefühls der Zerrissenheit. Im vierten seiner *Triestinischen Briefe* stellt er die zwei Seelen seiner Stadt als eine unversöhnliche Notwendigkeit dar: Triest kann sich weder von der kommerziellen noch von der italienischen Seele trennen - das würde seinen Tod bedeuten. Es sehnt sich nach Rom und muss sich nach Wien wenden. Es ist italienisch, aber seine höhere Bildung muss es in Wien oder Graz erwerben. Es fühlt die Bedeutung des Deutschen, muss es aber bekämpfen. Sein Leben ist eine herzerreißende Marter gegensätzlicher Kräfte: "*Das ist Triest. Eine tragische Zusammensetzung.*"

Für die Heilung von dieser Zerrissenheit, für die Verwandlung dieses aus dem "direkten Kontakt mit anderen Kulturen" resultierenden "Schadens" in einen Vorteil - wir behalten die Terminologie Slatapers bei, der hier mit

großem Scharfsinn die Höhe des Einsatzes beim Aushandeln interkultureller Differenzen angibt -, für die "Gewinnung einer mühe- und leidvollen Eigenart" (*originalità d'affanno*) aus dem "Opfer des einfachen, klaren Lebens" suchte er zusammen mit seinen ebenfalls durch die Schule von *La Voce* gegangenen Freunden das Projekt des "kulturellen Irredentismus" zu initiieren, welches Vivantes Konzeption von Triest als "Verbindungsring" verschiedener ethnischer und ökonomischer Komponenten auf die Ebene des geistigen "Überbaus" verlagerte. Slataper vertraute, wie Magris (1985: 35) anmerkt, in seinem großzügigen Plan mit Herderschem *pathos* darauf, dass die Literatur und ihre Vermittlung zugleich Vermittlung und Zirkulation von Humanität bedeute. Slatapers Glaube an das Heraufdämmern einer kulturell motivierten Choralität der Völker scheiterte freilich noch früher als Vivantes Hoffnung auf Änderung des herrschenden Produktionssystems und damit auf zivilere Formen menschlicher Gemeinschaft ohne "schändliche Grenzen" (Vivante 1984:4). Er gab ihn spätestens nach Kriegsausbruch, als die latent antagonistischen Zentren, Wien und Rom, zum offenen Kampf rüsteten, zugunsten des militärischen Interventionismus auf.

Slataper fiel im Dezember 1915 als Kriegsfreiwilliger auf italienischer Seite. Vivante war unmittelbar nach dem Kriegseintritt Italiens an den Folgen eines Selbstmordversuchs gestorben.

Es wäre äußerst lohnend, das Verhältnis der adriatischen Hafenstadt zu Rom und Wien über die beiden Weltkriege hinaus bis ins die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zu verfolgen, bis in die hohe Zeit der „Mitteleuropakonjunktur“, die nicht immer frei war von verfälschender Nostalgie nach dem untergegangenen Vielvölkerstaat der Habsburger. In diesem Zusammenhang darf ich jedoch auf meine schon genannte Studie über Triest (Lunzer 2002) verweisen. Hier seien abschließend nur noch die – symbolisch hoch aufgeladenen - diametralen Bewegungen der Triester Eliten nach dem 28. Juli 1914 angedeutet. Während ein großer Teil der Bevölkerung des Litorale die Kriegserklärung an Serbien begeistert begrüßte und sich loyal zur Dynastie verhielt, versuchten die Triester Irredentisten in Rom den Kriegseintritt des einstweilen neutralen Italien voranzutreiben: der nationalistische Historiker Attilio Tamaro beim „Corriere della Sera“, Theodoro Mayer beim (späteren) Ministerpräsidenten Salandra, der Reichsratsabgeordnete Giorgio Pitacco bei der Turiner „Stampa“. Letzterer und andere führende nationalliberale Politiker wie Arrigo Hortis und Camillo Ara übersiedelten nach Rom, wo sie bald von den Nationalisten absorbiert wurden, denn ihre *raison d'être* war paradoxerweise an „das Überleben jener habsburgischen Welt gebunden, die sie ablehnten“ (Millo 2002: 231). Desgleichen verließen 30.000 *regnicoli* (italieni-

sche Staatsbürger) das Litorale und nach und nach desertierten 1047 wehrfähige *austro-italiani*, um als Freiwillige in den italienischen Reihen zu kämpfen. Repräsentanten der triestinischen Wirtschaft suchten indessen den Mailänder Finanzplatz zugunsten Österreichs zu beeinflussen. Die wichtigsten Industrieunternehmen, Versicherungen und Banken verlegten ihre Direktionszentren nach Wien. Dorthin ging auch der Vorsitzende der sozialistischen Partei, Valentino Pittoni.

Wenn man die Zeichnung der österreichischen Kriegsanleihe als einen verlässlichen Indikator für die öffentliche Meinung interpretieren darf, resümiert die Triester Historikerin Anna Millo (2002: 234), so kommt man zum Schluss, dass der Konsens zum Staat trotz der immer härter werdenden Lebensbedingungen in der Stadt bis zum Schluss der Kampfhandlungen nicht wesentlich abnahm.

Bibliographie

- Apìh, Elio, 1966. *Italia. Fascismo e antifascismo nella Venezia Giulia (1918-1943)*, Bari: Laterza.
- Ara, Angelo/ Magris, Claudio, 1987. *Trieste. Un'identità di frontiera*, Torino: Einaudi.
- Arneri, Glauco, 2002. *Breve storia della città di Trieste*. Trieste: Lint.
- Bazlen, Roberto, 1984. *Scritti*, a cura di Roberto Calasso, Milano: Adelphi.
- Clanet, Claude, 1990. *L'interculturel. Introduction aux approches interculturelles en Education et Sciences Humaines*, Toulouse: P.U. du Mirail.
- Csáky, Moritz, 1990. „Pluralität. Beiträge zu einer Theorie der österreichischen Geschichte, in: Geschichtsforschung in Graz“, in: *Festschrift zum 125-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz*, hrsg. von Herwig Ebner, Horst Haselsteiner und Ingeborg Wiesflecker, Graz, 19-28.
- De Lugnani, Silvana, 1986. *La cultura tedesca a Trieste dalla fine del 1700 al tramonto dell'Impero asburgico*, Trieste: Ed. "Italo Svevo".
- Furlani Silvio/ Wandruszka Adam/ Guiotto Maddalena/ Malfèr Stefan, 2002. *Österreich und Italien. Ein bilaterales Geschichtsbuch*, Wien: ÖBV & HPT.
- Hárs, Endre/ Müller-Funk, Wolfgang et alii, (Hgg.), 2006. *Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn*. Tübingen: Francke.

- Komlosy, Andrea, 2007. „Innere Peripherien als Ersatz für Kolonien?“, in: Hárs Endre/Müller-Funk Wolfgang et alii (Hgg.), 2006. *Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn*, Tübingen: Francke, 54-78.
- Levi, Alessandro, 1945. *Ricordi della vita e dei tempi di Ernesto Nathan*, Firenze: Le Monnier.
- Lunzer, Renate, 2002. *Triest. Eine italienisch-österreichische Dialektik*. Klagenfurt: Wieser.
- Magris, Claudio, 1985. „I triestini e la mediazione tra le culture“, in: *Intellettuali di frontiera. Triestini a Firenze (1900-1950)*, atti del convegno, 2 voll., a c. di Roberto Pertici, vol. I, Firenze: Olschki, 31-38.
- Müller-Funk, Wolfgang/ Plener, Peter, (Hgg.), 2002. *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen: Francke.
- Müller-Funk, Wolfgang/ Wagner, Birgit, (Hgg.), 2005. *Eigene und andere Fremde. „Postkoloniale“ Konflikte im europäischen Kontext*. Wien: Turia u. Kant.
- Negrelli, Giorgio, 1985. „In tema di irredentismo e di nazionalismo“, in: *Intellettuali di frontiera. Triestini a Firenze (1900-1950)*, atti del convegno, 2 voll., a c. di Roberto Pertici, vol. I, Firenze: Olschki, 251-292.
- Nolte, Hans-Heinrich, 2001. „Innere Peripherien. Das Konzept in der Forschung“, in: Ders./Bähre, Klaas (Hgg.), 2001. *Innere Peripherien in Ost und West*, Stuttgart: F. Steiner, 7-31.
- Rumpler, Helmut, 1997. *Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie*. Wien: Überreuter.
- Schmitt, Carl, 1981. *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung*. Köln-Löwenich: Hohenheim (Reprint der Ausg. Leipzig 1942).
- Sestan, Ernesto, 1947. *Venezia Giulia. Lineamenti di una storia etnica e culturale*, Roma: Ed. Italiane.
- Sharpe, Jenny, 1995. „Figures of Colonial Resistance“, in: Ashcroft, Bill u.a. (Hgg.), *The Postcolonial Studies Reader*, London: Routledge, 99-104.
- Slataper, Scipio, 1954. *Scritti politici*, a c. di Gianì Stuparich, Milano: Mondadori.
- Slataper, Scipio, 1988. *Lettere Triestine*, a c. di Elvio Guagnini, Trieste: Dedolibri.
- Todorova, Marija, 1997. *Imagining the Balkans*. New York: Oxford Univ. Press.
- Tomizza, Fulvio, 1995. *Alle spalle di Trieste*, Milano: Bompiani.
- Vivante, Angelo, 1984. *Irredentismo adriatico*, Trieste: Ed. Italo Svevo (Erstausgabe 1912: Firenze: Libreria della Voce).

Questioni meridionali, questioni europee? Ethnische und kulturelle Alterität im italienischen Kino der Gegenwart. Mit einem Exkurs zu Gianni Amelios *Lamerica*¹

Daniel WINKLER, Wien

Stichwort Lampedusa

In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich die irreguläre Migration, die üblicherweise mit dem stigmatisierenden Begriff der illegalen Immigration bezeichnet wird, nicht nur zu einem Massenphänomen, sondern auch zu einer der medial am kontroversesten diskutierten gesellschaftspolitischen Themen entwickelt (Haase/Jugl 2005). Grund dafür ist nicht zuletzt die von Seiten der Nationalstaaten und der Europäischen Union vorangetriebene restriktive Migrationspolitik, die vorwiegend von sicherheitspolitischen Interessen geprägt ist. Besondere mediale Aufmerksamkeit ist in diesem Kontext einigen mittelmeerischen und atlantischen Inseln wie den sizilianischen Isole Pelagie oder den kanarischen Inseln zugekommen. Denn sie befinden sich in starker topographischer Nähe zu Nationen mit sehr differenten sozioökonomischen und menschenrechtlichen Standards und bilden für viele Flüchtlinge ein imaginäres und reales ‚Tor nach Europa‘. Ca. 500.000 Menschen versuchen jährlich die unsichtbare Grenze des Mittelmeeres in Richtung Westeuropa zu überqueren. Schätzungen des Roten Kreuzes zufolge, die davon ausgehen, dass nur jede dritte Leiche gefunden wird, haben dabei in den letzten 20 Jahren ungefähr 20.000 Menschen ihr Leben verloren. (Milborn 2006: 12ff., 43ff., 225ff.)

In Italien ist in diesem Zusammenhang v.a. die zwischen Malta und Tunesien gelegene Insel Lampedusa ins Augenmerk der Öffentlichkeit gerückt – nachdem das Fernsehen im Oktober 2003 die Bergung eines defekten Motorbootes, mit dem eine Gruppe von MigrantInnen die Küste erreichen wollte, samt Todesopfer live übertragen hatte. Das 6000 EinwohnerInnen zählende Lampedusa stellt traditionell eine topographische und sozioökonomische Peripherie Europas und Italiens dar. Die Insel ist aber seit

¹ Die Teile des Artikels, die Amelio betreffen, sind zu großen Teilen eine aktualisierte Kurzfassung von Winkler 2007.

1992 über ihren Status als touristischer Anziehungspunkt (ca. 150.000 TouristInnen pro Jahr) gleichzeitig zu einem Zentrum der irregulären Migration geworden und beherbergt eine zunehmende Anzahl von ‚clandestini‘ (2003: 10.000), die ihr Ziel meist über Libyen erreichen (Milborn 2006: 54-55). Der schwedische Schriftsteller Henning Mankell charakterisierte die Insel 2003 in diesem Sinn: „Das Zentrum Europas ist nicht Brüssel, Paris oder London“, sondern „die kleine Insel Lampedusa, auf der jeden Tag die Leichen schiffbrüchiger afrikanischer Flüchtlinge angeschwemmt werden.“ (Milborn 2006: 54-55) Kurz: Lampedusa ist ein Beispiel dafür, dass die Kategorien Zentrum und Peripherie sich insbesondere im Kontext der Globalisierung zunehmend als „relativ und standpunktabhängig“ erweisen (Wagner 2004: 199-203).

Hermetische Meridionalität

Vor wenigen Jahren hat der Regisseur Emanuele Crialese die Insel Lampedusa für seinen auch im Ausland erfolgreichen und prämierten Spielfilm *Respiro* (2002) als Schauplatz gewählt. Diese italienisch-französische Koproduktion, die in der deutschen Fassung den Namen der Insel trägt, setzt sich mit dem archaisch und mythisch verbrämten Alltag eines Fischerdorfes auseinander. Fokussiert wird eine Familie, deren lebenslustige Mutter Grazia sich nicht den strengen Gender-Normen des Dorf- und Familienlebens unterordnen will. Einer ihrer Söhne rettet sie schließlich vor der drohenden Einweisung in eine psychiatrische Klinik und sie versteckt sich in einer Höhle am Meer. Crialese, der auch das Drehbuch verfasst hat, greift so prototypische Muster der Darstellung der meridionalen Mutterfigur und des Meereselements auf und bietet dem Publikum eine Identifikation mit der italienischen Kino-tradition an – man denke an die von Sophia Loren verkörperten neapolitanischen Mutterfiguren (z.B. *Ieri, oggi, domani*, Vittorio De Sica, 1963) sowie an das Genre des sizilianischen Inselfilms (z.B. *La terra trema*, 1948, Luchino Visconti; *Stromboli*, Robert Rossellini, 1950) und dessen populärkulturelle Dienstbarmachung für ein Massenpublikum (*Il Postino*, Michael Redford, 1994). (Wood 2005: 200f.)

Crialeses Überraschungserfolg bezieht sich mit der Wahl peripher-meridionaler Regionen als Schauplatz sowie lokaler Laiendarsteller, die er ihren Dialekt sprechen lässt, auf filmische Traditionen des Neorealismus. Allerdings setzt er auch auf meridionale Klischees und das touristische Imaginäre des Südens. Die aktuelle Thematik der (irregulären) Migration, die den Alltag von Lampedusa prägt, spart er zugunsten dieser Aspekte aus. *Respiro* repräsentiert somit als spätes und besonders drastisches Beispiel – bedenkt man das Ent-

stehungsjahr des Films und die mediale Diskussion um die ‚Festung Europa‘, für die die Insel zu einem Inbegriff wurde², – ein italienisches AutorInnenkino, das die Frage der ethnischen Identität weiterhin ausklammert und das Marcia Landy wie folgt charakterisiert:

As is characteristic of the centripetal or ‚polycentric‘ character of recent Italian cinema, dubbed by some as a ‚young cinema‘, a large number of films are preoccupied with the dissolution of boundaries – generational, sexual, gendered, and national. [...] Likewise, in their challenges to the boundaries of the nation, this ‚young‘ cinema does not address race and ethnicity with the same vitality as British cinema or even French cinema. (Landy 2000: 377)³

Im Vergleich mit vielen anderen europäischen Kinos kann, ausgehend von diesem Film, für das italienische Kino eine dominant marginale, nicht handlungsprägende und zuweilen karikaturale Verortung von Ethnizität festgehalten werden. Wie Mary P. Wood betont hat, ist diese Repräsentationspraxis nicht zuletzt auf die über viele Jahrzehnte pejorative Umgangsweise mit dem Thema der Meridionalität im Kino zurückzuführen (Wood 2005: 145). Sprich: Selbst viele FilmemacherInnen des ‚nuovo cinema italiano‘ greifen wie Crialesse, der mit *Nuovomondo* (2006) einen historischen Migrationsfilm in surrealem Gewande dreht, auf bewährte Sujets wie mythische Mutterfiguren und ‚archaische‘ Insellandschaften des Südens zurück und erzeugen weiterhin relativ hermetische Milieu- und Raumkonzeptionen. Darüber hinaus ist bis heute das weitgehende Fehlen eines von MigrantInnen verantworteten Kinos festzustellen – im Gegensatz zu Ländern wie Deutschland, England oder Frankreich (‚cinéma beur‘, deutsch-türkisches, anglo-indisches Kino etc.). Der 1959 in Istanbul geborene italo-türkische Regisseur Ferzan Özpetek stellt eine der wenigen Ausnahmen von der Regel dar.

² Das dortige Auffanglager wurde für besonders menschenunwürdige Verhältnisse bekannt; im sizilianischen Kanal wurden zwischen 2004 und 2006 über 1600 Leichen gefunden (Milborn 2006: 55ff.).

³ Landy spielt hier mit dem Ausdruck des ‚young cinema‘ auf das ‚nuovo cinema italiano‘ an. Dieser Begriff wird im Sinne Brunettas zur Bezeichnung eines ‚neuen‘ AutorInnenkinos verwendet; er bezeichnet damit v.a. die Generation der um die 1950er Jahre geborenen CineastInnen (Brunetta 1995: 386-388). ‚Nuovo cinema Italia‘ nennt sich auch die (Dreh-)Buchreihe zum jungen italienischen Kino im venezianischen Verlag Marsilio.

Meridionalität und Ethnizität

Diese Sonderposition des italienischen Kinos im europäischen Kontext lässt sich zum Teil über deutlich unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklungen erklären: Italien hat keine vergleichbar lange Kolonial- und in der Folge Immigrationsgeschichte wie Frankreich vorzuweisen. An Stelle des französischen Zentralismus und der in Frankreich schon im späten 19. Jahrhundert starken Immigration standen und stehen massive interne regionale Spannungen, die Antonio Gramsci auf eine lange Geschichte der Hegemonie des Nordens über den Süden zurückgeführt hat. Ihm zufolge ist der Mezzogiorno einerseits über eine lange Zeit hinweg politisch und sozioökonomisch benachteiligt worden und verarmt, andererseits – selbst in Kreisen der norditalienischen Linken – per se als „palla di piomba che impedisce più rapidi progressi allo sviluppo civile dell'Italia“ stigmatisiert worden (Gramsci 1971: 140). Diese Verhältnisse haben nicht zuletzt zu einer Tradition der (E-)Migration – sei es von Süd- nach Norditalien oder in Richtung anderer Länder und Kontinente – geführt, die sich auch in einem ‚cinema d'emigrazione‘ niedergeschlagen hat, gewissermaßen dem italienischen Pendant zum ‚cinéma beur‘. Mag der Vergleich der Genres auf den ersten Blick verwundern, da das ‚cinema d'emigrazione‘ als Genre in der italienischen Filmwissenschaft nicht ansatzweise so etabliert ist wie das ‚cinéma beur‘ in der französischen (Landy 2000: 183ff.; Ponzanesi 2005: 268-269)⁴, so zeigen sich doch deutliche Parallelen: Beide Genres umfassen bei einer thematisch und nicht ethnisch orientierten Definition nicht nur Streifen, die von FilmemacherInnen mit Migrationshintergrund verantwortet sind, sondern auch Filme von RegisseurInnen franko-französischer und italo-italienischer Herkunft, die sich mit der Frage der Ethnizität auseinandersetzen. Kann das Festhalten an solchen Genres ob der ihnen inherenten ethnizistischen Dimension zweifelsohne als

⁴ Der Begriff wird in diesem Sinne v.a. von den Emigrationsgemeinschaften verwendet, u.a. im Rahmen von Filmfestivals. vgl. D'Angelo, Sebastiano (o.A.): „Cinema d'emigrazione: conclusione a New York, Boston, New Jersey“, <http://www.portaleitalia.com/modules.php?name=News&file=article&sid=888>; ders. (o.A.): „A Palermo convegno sull'emigrazione e prima esposizione di vecchie foto“, <http://www.portaleitalia.com/modules.php?name=News&file=article&sid=356> (12.12.08). Beispiele für das ‚cinema d'emigrazione‘ sind u.a. *Anni ribelli* (1996) von Rosalia Polizzi, *Cinque giorni di tempesta* (1997) von Francesco Calogero, *La leggenda del pianista sull'oceano* (1998) von Giuseppe Tornatore oder *Bella Ciao* von Stéphane Giusti (2001). Sie thematisieren die (Arbeits-)Immigration nach Frankreich, Australien und (Süd-) Amerika; einige Filme machen auch die Remigration zum Thema bzw. stammen von aus Italien emigrierten FilmemacherInnen.

problematisch angesehen werden, so ist der Grad ihrer (filmwissenschaftlichen) Etablierung doch ein Hinweis auf die unterschiedliche nationale Auseinandersetzung mit der Frage der Ethnizität.⁵

Mindestens so markant wie die nur marginale Behandlung der Migration ist die Thematik des Meridionalen im zeitgenössischen italienischen Kino. Sie findet gerade auch im jüngeren AutorInnenkino regionaler Prägung starken Widerhall. Die Beschäftigung mit den inner-italienischen Spannungen in der Tradition (neo-)realistischer Filmemacher wie Pietro Germi (*Il Cammino della Speranza*, 1950) und Luchino Visconti (*La Terra trema: Episodio del mare*, 1948; *Rocco e i suoi fratelli*, 1960) findet sich insbesondere bei CineastInnen der jüngsten Generation des italienischen Kinos, die ab den 1960er Jahren geboren und biographisch zwischen Neapel und Sizilien verwurzelt sind. Für viele von ihnen gilt, dass sie sich – nach der wirtschaftlichen und politischen Krise des italienischen AutorInnenkinos in den 1980er Jahren – auf die Suche nach einem ‚neuen‘ Kino gemacht haben und dabei nicht zuletzt auf im Süden verankerte Filmemacher des Neorealismus als Orientierungsmodelle zurückgegriffen haben. Dies trifft u.a. auf die Sizilianerin Costanza Quadriglio (u.a. *L'Isola*, 2003) und den Apulier Edoardo Winspeare (u.a. *Il Miracolo*, 2003; *Galantuomini*, 2008) zu. Sie bauen auf neorealistische Prinzipien wie die regionale sprachliche Verankerung und das Drehen an Originalschauplätzen, z.T. auch den Einsatz von LaienschauspielerInnen. Sie setzen technische Effekte zurückhaltend ein, gehen mit Textbüchern z.T. recht frei um und haben nur ein geringes Budget zur Verfügung. Ihr Filmschaffen ist eng mit ihrer Herkunftsregion und dem peripheren Alltag des Südens verbunden und hat z.T. dokumentarische Qualitäten.

Auffallend ist, dass, u.a. bei den genannten FilmemacherInnen, die Auseinandersetzung mit internen italienischen Spannungen bei weitem die Thematisierung ethnischer Alterität dominiert. Viele von ihnen setzten die von Wood anschließend an Gramsci als hermetisch bezeichnete Raumstruktur des Kinos der Nachkriegsjahrzehnte fort. Sie thematisieren in den genannten

⁵ Der Begriff des ‚cinema d’immigrazione‘ hat sich bis heute in der italienischen Filmwissenschaft ebenso wenig etablieren können wie der des ‚cinema d’emigrazione‘. Es wird eher allgemein eine „volontà di stabilire ponti con l’Altro“ festgestellt, wie es Brunetta z.B. im Kontext von Amelio tut (Brunetta 1995: 392). Die italienische Filmwissenschaftlerin Sandra Ponzanesi schlägt den Begriff des ‚outlandish cinema‘ für ein Kino vor, das in einem nicht stigmatisierenden Sinn die Auseinandersetzung mit ethnischer und kultureller Alterität ins Zentrum rückt und dabei ‚neue‘ ästhetische Strategien sucht (Ponzanesi 2005: 270). Zum ‚cinema beur‘ vgl. Tarr, Carrie. *Reframing difference: Beur and banlieue filmmaking in France*. Manchester: University Press.

Filmen, ob sie in Apulien oder im Großraum Sizilien angesiedelt sind, über relativ geschlossene und homogene Filmräume interne Nord-Süd-Konflikte, seien sie sozio-ökonomischer, touristischer oder binnenmigratorischer Art, selten aber die Immigration nach Italien. Anknüpfend an Landy und Ponzanesi kann also festgehalten werden, dass auch das zeitgenössische Autor-Innenkino Süditaliens zumindest auf indirekte Weise deutlich von Gramsci beeinflusst wird. (Landy 2000: 149-158; Ponzanesi 2005: 267ff.)

Gianni Amelio im Kontext

Trotz der nach wie vor gültigen Äußerung Landys bzgl. des geringen Status der Ethnizität im italienischen Kino, kann seit den 1990er Jahren eine stärkere Auseinandersetzung mit (Im-)Migrationsfragen beobachtet werden (Ponzanesi 2005: 269). Insbesondere in den letzten Jahren sind vermehrt Filme entstanden, die auf kritische Weise das Phänomen der irregulären Immigration nach Italien aufgreifen, ohne auf stereotypisierende Zeichnungen im Sinne Woods zurückzugreifen (Wood 2005: 147ff.). Hierbei stehen die MigrantInnen meist nicht im Zentrum der Handlung.⁶ Diese Art von Filmen scheint aber dennoch untersuchenswert, da der irregulären Migration mitunter ein die Aussage zentral prägender Platz eingeräumt wird. Prototyp ist hier Gianni Amelios Film *Lamerica* (1994), der als erster die irreguläre Migration zwischen Albanien und Süditalien aufgreift und gleichzeitig Italien kritisch nach seiner Kolonialgeschichte befragt.

Im Folgenden soll v.a. auf diesen Film eingegangen werden, der nicht nur aufgrund des Publikumserfolgs eine Schlüsselfunktion in der Auseinandersetzung mit Alterität eingenommen hat. *Lamerica*, dessen Drehbuch Amelio zusammen mit Andrea Porporati und Alessandro Sermoneta verfasst hat, siedelt sich zeitgeschichtlich gesehen ganz zu Beginn der Flüchtlingsbewegungen von Ost nach West an. Er wurde komplett in Albanien gedreht und verortet die ProtagonistInnen zwischen Albanien und Süditalien. Die Migrationsfrage an sich hat auf der Ebene von Plot und Bild einen eher marginalen Stellenwert. Der Film erzählt die Geschichte vom Unternehmer Fiore, der im post-kommunistischen Albanien eine in staatlichem Eigentum befindliche

⁶ Ausnahmen stellen im Rahmen des neapolitanischen bzw. sizilianischen Kinos zwei Filme von Vincenzo Marra (*Tornando a casa*, 2002) und Roberta Torre (*Sud Side Story*, 2000) dar, die der Migration unter sehr differenten ästhetischen Vorzeichen einen großen Stellenwert einräumen. Im gesamt-italienischen Kontext sind darüber hinaus Michele Placidos *Pummaró* (1990) und Marco Tullio Giordanas *Quando sei nato non puoi più nasconderti...* (2005) zu nennen.

Schuhfabrik kaufen will, um an die Rekonstruktions-Subventionen heranzukommen. Schon bald nach der Ankunft in Tirana verschwindet er und überlässt es seinem unerfahrenen und jungen Partner Gino, das Geschäft abzuwickeln. Für die Vertragsunterzeichnung, für die ein albanischer Strohhalm als Präsident der Firma Alba Calzature nötig ist, ist der alte, verwahrloste Spiro vorgesehen, der in einem ehemaligen Arbeitslager in Tirana aufgelesen wird. Doch anders als geplant verschwindet Spiro aus der Stadt; Gino muss sich so quer durch Albanien auf die Suche nach ihm machen und wird dabei mit Migrationszügen von Menschen, die das Land verlassen wollen, konfrontiert. Für diese wird Gino zum Symbol der Freiheit und des Wohlstandes, während er auf dieser Reise zunehmend seine Sicherheit und Besitztümer verliert. Am Ende treffen der verwirrte Spiro und Gino auf einem alten Schiffswrack, das mit hunderten von ‚clandestini‘ beladen ist, die nach Italien emigrieren wollen, wieder zusammen.

Vergangene und gegenwärtige Peripherien

Amelio setzt sich aber nicht nur über den Plot mit der Migrationsfrage auseinander, sondern thematisiert sie auch auf einer Meta-Ebene. Fragen, die die „Konstruktion eines geopolitischen Raums in der Begrifflichkeit von Zentrum und Peripherie“ betreffen, stehen bei Amelio im Zentrum des Films (Wagner 2004: 199). Über die ProtagonistInnen Gino und Spiro sowie ihren Blick auf Albanien bzw. Italien wird auf die Zeit- und Standpunktabhängigkeit von Kategorien wie Peripherie und Zentrum in einen ‚postkolonialen‘ Sinn hingewiesen (Müller-Funk/Wagner 2005: 9-18): Der zu Beginn abschätzig auf die AlbanerInnen blickende Gino steht für das wirtschaftlich überlegene Italien, das nach dem Zusammenbruch des ‚Ostblocks‘ nach Albanien ‚zurückkehrt‘. Ihm ist die westeuropäische Zentrumspektive eigen, die Albanien und Italien sozioökonomisch und kulturell als Zentrum bzw. Peripherie, als Orte der Zivilisation bzw. der Unterentwicklung konstituiert. Besonders deutlich wird dies durch eine Analogie der ersten Sequenzen des Films: *Lamerica* wird durch faschistische Luce-Wochenschaubilder eröffnet, die den Einmarsch Mussolinis in Albanien im Jahre 1939 zeigen. Im Anschluss daran, also mit Beginn der Spielfilmhandlung, wird die Ankunft von Fiore und Gino in ihrem Jeep gezeigt. Sie fahren vom Hafen von Durrës, wo auch die italienischen Truppen gelandet waren, in Richtung Tirana. Dabei wird Fiore und Giannis Ginos auf Albanien über eine subjektive Kamera veranschaulicht, die die AlbanerInnen vom Jeep herab zeigt und so dem Subjekt und dem Objekt des Blicks die räumlichen Kategorien ‚oben‘ und

‚unten‘ zuweist. Seine eigene Position, die durch seine Herkunft aus Sizilien ambivalent markiert ist, kann Gino in diesem Kontext nicht reflektieren. Die beiden Italiener werden also als (zweifelhafte) ökonomische ‚Befreier‘ inszeniert, die von der Bevölkerung ähnlich jubelnd empfangen werden wie die Soldaten und die Militärjeeps in den historischen Propagandabildern. Schon zu Filmbeginn wird so auf die manipulative Kraft des Mediums Film verwiesen. (O’Healy 2004: 247; Rascaroli 2005: 267)

Auf diese Weise rückt Amelio nicht nur die Frage des Blicks, sondern auch die der Parallelführung bzw. Überlagerung von kulturellen Perspektivierungen ins Zentrum des Films: Wird über Gino und den Propagandafilm der (neo-)‚kolonialistische‘ Blick thematisiert, so wird anhand der transkulturellen Biographie von Spiro die Kulturgeschichte Italiens und Albaniens aufgerollt. Dabei werden Konflikte, aber auch Analogien zwischen den beiden Protagonisten und Ländern thematisiert: Spiro entpuppt sich im Laufe des Films als Michele Talarico, als desertierter Teilnehmer der faschistischen Albanieninvasion und stammt ursprünglich ebenfalls aus Sizilien. Unter einer albanischen Identität ist er im Anschluss in Albanien geblieben, er hat die letzten Jahrzehnte in einem Arbeitslager verbracht. Seine Biographie verkörpert die albanisch-italienischen Kulturkontakte und verweist nationale Perspektivierungen, wie sie Gino vertritt, in den Bereich des Mythischen. Die Figur des Spiro kann als eine ‚postkoloniale‘ Allegorie auf die kulturellen Überlagerungsprozesse in der europäischen Geschichte gelesen werden und bringt zum Ausdruck, dass Vorstellungen ‚kolonialer‘ Mentalitäten und kultureller Hierarchien Konstruktionen sind, die aber nicht nur das Verhältnis von AlbanernInnen und ItalienerInnen, sondern auch von Süd- und NorditalienerInnen bis heute prägen. Ginos Auftreten in Albanien kann in diesem Sinn einerseits als Anknüpfen an alte ‚koloniale‘ Muster, andererseits als Kompensation des Gefühls der eigenen sizilianischen Minderwertigkeit im nationalen italienischen Kontext eingestuft werden.

On the road again: Neorealismus und Spaghetti-Western

Amelio fokussiert also über seinen in Albanien angesiedelten Film auch ein der Transformation unterworfenes Italien, das in den letzten Jahrzehnten vom relativ armen Emigrations- zum EU-Immigrationsland geworden ist. In diesem Sinn sind die Road Movie-Analogien, die Gino im Jeep in der weiten Landschaft auf der Suche nach Spiro zeigen, aber auch die Schlusszene auf dem Schiff als „reminiscent of socio-physical landscapes of the past“ zu verstehen (Rascaroli 2005: 267).

Amelio spielt darüber hinaus ganz konkret auf die italienische Situation in der Nachkriegszeit an. Eine kurze Szene, in der dem schlafenden Spiro seine Schuhe gestohlen werden, verweist auf Roberto Rossellinis Film *Paisà* (1946); hier wie dort wird der Luxuscharakter bzw. die existentielle Funktion von Schuhen betont. Grundlegender als dieses Zitat erscheint jedoch die parallele Anlage von *Lamerica* nach dem Modell von *Paisà*, die das Selbstverständnis von Fiore und Gino als ökonomische Befreier vom Sozialismus betont. Wird Amelios Film durch einen Wochenschauausschnitt eröffnet, so ist Rossellinis Episodenfilm durch Wochenschauausschnitte gegliedert, denen sich jeweils Nachkriegsalltagssituationen der unterschiedlichen Befreiungsetappen der Amerikaner anschließen. Sie verdeutlichen den Vormarsch der alliierten Truppen von 1943 bis 1945 von Sizilien über fünf weitere Städte und Regionen bis in die Poebene. (Rascaroli 2005: 268; O’Healy 2004: 246)

Die geschilderte Szene der Ankunft der Unternehmer in ihrem von laufenden AlbanerInnen begleiteten und umjubelten Jeep kann vor diesem Hintergrund als Analogie auf Rossellinis Bilder der Befreiung Italiens gelesen werden; der Titel des Films als Verweis auf das mythische Amerika, das vielen ItalienerInnen, nicht zuletzt denen aus dem Süden, als Immigrationsland diente. Kurz: Über diesen ästhetischen und inhaltlichen Verweis wird auf die Befreiung Italiens vom Faschismus über Sizilien, die ‚Heimat‘ Ginos und Spiros, verwiesen, aber auch auf die soziale Verfasstheit (Süd-)Italiens in der Nachkriegszeit, die auf einer Figurenebene durch Spiro vertreten wird.

Amelios Streifen erscheint aber, im Gegensatz zu Rossellinis *Paisà*, als moderner Mythos. Dies wird schon über die Figur des Spiro im Kontext des Filmtitels deutlich. Spiro hält den Zweiten Weltkrieg für eben erst beendet und das ‚reale‘ Italien für das ‚gelobte Land‘ der Befreier und der Freiheit, *Lamerica*. Und am Ende des Films kehrt der ehemalige, gebrochene italienische ‚Kolonisator‘ als albanischer ‚clandestino‘ Spiro Tozaj auf einem Flüchtlingsschiff ‚heim‘. Aber auch der epische, an das Genre des Road Movies angelegte Rhythmus sowie der Einsatz einer Panavision-Kamera und des CinemaScope-Verfahrens verweisen auf die mythische Dimension (Mazierska/Rascaroli 2006: 152-153). Denn so wird eine ‚gestauchte‘ Ästhetik erzeugt, also die horizontale Dimension, die Weite der Landschaft betont und ein fiktionales Genre zitiert, an dessen Tradition Amelio nicht nur auf einer technisch-ästhetischen Ebene anknüpft: den Spaghetti-Western. Denn damit rekurriert der Filmemacher auch auf die italienische Filmgeschichte abseits von Italien, auf ein zu großen Teilen in Amerika mit italienischen ProtagonistInnen produziertes Genre, das mit seinem Road Movie im Migrationsgewand die filmische Arbeit jenseits von Italien, den inhaltlichen Fokus auf

Kulturkonflikte über eine bipolare Figurenanlage und eine starke Stilisierung und metaphorische Überladung der Protagonisten und der Landschaft teilt.

Verkehrung der (Macht-)Verhältnisse

Von dieser Überlagerung von Vergangenheit und Gegenwart, von italienischer Geschichte und albanischer Gegenwart ist auch der Schluss des Films geprägt, der deutlich im Zeichen der Verkehrung der ‚realen‘ (Macht-)Verhältnisse steht und im Brecht’schen Sinne gesellschaftskritische und utopische Züge zugleich annimmt⁷: Die in den Verkauf der Schuhfabrik verwickelten Staatsbeamten werden suspendiert; Gino wird auf der Suche nach Spiro all seiner Statussymbole beraubt und landet, weil er im Kontext des Geschäftsdeals der Korruption verdächtigt wird, vor dem Untersuchungsrichter. Er flüchtet so auf das im Hafen von Durrës stehende Clandestino-Schiff mit Kurs auf Bari und wird vom ökonomischen ‚Kolonisator‘ zum Nobody, der das Land ohne Geld und Papiere, gewissermaßen als ‚sans-papier‘ verlassen muss. Gino sieht sich auf einer Ebene mit den albanischen Flüchtlingen und Spiro, auf die er lange verächtlich hinabgeblickt hatte. Er wird gewissermaßen ‚albanisiert‘ und gleichzeitig mit der Geschichte Italiens sowie seiner spezifischen Herkunft konfrontiert. Von den zu Beginn des Films von Fiore und Gino entfalteten gängigen westlichen Vorstellungen eines ‚Balkans‘, der, analog zum ‚Orient‘, von Korruption, archaischer sozio-ökonomischer Strukturen sowie kultureller ‚Unterentwicklung‘ geprägt ist, wird damit endgültig Abstand genommen (Müller-Funk/Wagner 2005: 22).

In Bezug auf den Filmverlauf lässt sich also resümieren: Der Mittelmeer-raum erscheint in *Lamerica* nicht als ‚Un-Ort‘⁸ der touristischen Passage bzw. des migratorischen Transits wie in vielen Migrationsfilmen.⁹ Denn die identitären Transformationen der Protagonisten unter den Vorzeichen der Wirren der europäischen Geschichte wurden bereits an Land verhandelt; Albanien ist hier kein hermetischer Raum, sondern ein Raum in Transformation, der zudem die (süd-)italienischen Verhältnisse der Nachkriegszeit wach-

⁷ Ein Beispiel für diese Verkehrung sind die Finales der Dreigroschenoper. Ein reitender Bote erscheint, der verkündet, dass wenigstens im Theater „Gnade vor Recht“ gelten soll und der Verlauf des Stückes so abgeändert wird. Vgl. Brecht, Bertolt, 1989. *Die Dreigroschenoper*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 96f.

⁸ Vgl. zum Begriff ‚Un-Ort‘: Augé, Marc 1992. *Non-lieux*. Introduction à une anthropologie de la surmodernité. Paris: Seuil, 97-144.

⁹ Vgl. z.B. Giordanas *Quando sei nato non puoi più nasconderti...* (2005) oder Marras *Tornando a casa* (2002).

ruft. Das alte Mare Nostrum erscheint folglich als ein Kulturraum, der nicht in ein West- und Ostufer aufgeteilt werden kann. Damit wird Strategien der Balkanisierung Süd- und Südosteuropas eine Absage erteilt. Kurz: *Lamerica* verkörpert eine kritische Arbeit am ‚europäischen‘ Gedächtnis; Italien und Albanien sind demnach „geteilte Erinnerungsorte“, deren Geschichte nicht getrennt voneinander verhandelbar ist (François/Schulze 2001: 19).

Ein Schiff wird kommen...

Brecht'sche Verhältnisse lassen sich auch in Bezug auf die letzte Sequenz des Films, die die Protagonisten Spiro und Gino auf dem ‚clandestino‘-Schiff zeigt, verorten. So wie Amelio im letzten Drittel inhaltlich auf die Figur der Verkehrung der Verhältnisse baut, so setzt er hier ästhetische Verfremdungsmittel ein. Er stellt historische Ereignisse, d.h. die TV-Berichterstattung über den Massenexodus aus Albanien vom März und August 1991, insbesondere die Ankunft von Schiffen mit über 40.000 Flüchtlingen an der apulischen Küste, im Stil einer TV-Berichterstattung nach und bricht so mit der Ästhetik des restlichen Films.¹⁰

Nachdem die Kamera das auf den Namen Partizani getaufte Schiff abgefahren hat, werden in einigen Einstellungen die beiden Protagonisten gezeigt. Schließlich folgen in 16 Standaufnahmen eine Reihe von ‚clandestini‘-Portraits; die Bilderserie wird von Luftaufnahmen des Schiffsdecks sowie von Bildern von Gino und Spiro unterbrochen. Mit der letzten Großaufnahme, die einen lachenden Albaner zeigt, wird ins Weiße ausgeblendet und der hellblaue Filmtitel erscheint vor diesem Hintergrund wie ein Friedensmotiv.

Die weitgehend statischen Aufnahmen werden durch eine aus dem Off ertönende, instrumentale Version der populären Polka *Rosamunda*, die Spiros Leitmotiv ist und im Laufe der Bilderserie immer lauter vernehmbar wird, ergänzt. Die Masse an anonymen MigrantInnen, die im Filmverlauf nur im Hintergrund präsent war, wird, auf den ersten Blick, mit Gino und Spiro auf einer Ebene in Szene gesetzt. Sie erscheinen als „grande famille des hommes“ (Barthes 1993: 626ff.; 669ff.); die Identität der einzelnen Personen wird allerdings auf ihre Gestik und die Tatsache, dass sie alle aus Albanien zu stammen scheinen, reduziert. Damit wird v.a. auf das soziale Schicksal der Personen aufmerksam gemacht, das über die begleitende Musik als dramatisch erscheinen soll. Kurz: Diese von Barthes im photographischen Kontext als ethno-

¹⁰ Diese Bilder hatten es auch deshalb zu einer beachtlichen Berühmtheit gebracht, weil sie von Oliviero Toscani 1994 für Werbeplakate der Firma Benetton eingesetzt wurden.

graphisch und entpolitisierend kritisierte sentimentale Darstellungstechnik steht der kontextualisierenden Erzählweise und Road Movie-Ästhetik Amelios im restlichen Filmverlauf gegenüber.

Betrachtet man die geschilderten Einstellungen im Filmkontext, so können sie, abgesehen von der Anspielung auf das Nachkriegsitalien über das Friedensmotiv, auch als medienkritischer Beitrag verstanden werden. Dies wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, dass der Konsum von Massenmedien in Form von italienischen Schlagern und TV-Shows im Filmverlauf immer wieder Thema ist. So ertönt z.B. mehrmals Toto Cotugno's Schlager *L'italiano*, der prototypisch für die naive Italienbegeisterung der albanischen Nebenfiguren steht, die Ginos Jeep nachlaufen, ihr Land verlassen und teils zu ItalienerInnen werden wollen.

Sprich: Mit der Schlusssequenz wird eine spektakuläre Fernsehästhetik übernommen, die über eine ästhetische Differenz zum restlichen Film einen Zitatcharakter deutlich macht. Man könnte sagen, Amelio macht hier auf die ‚gesellschaftlichen Verhältnisse‘ in Form des Brecht'schen Verfremdungseffektes aufmerksam: Er thematisiert über seine zitathafte TV-Ästhetik, die mit italienischer Populärmusik unterlegt ist, die imaginäre und ideologische Macht der Medien im Sinne einer großteils unbewussten, kollektiven Wirkung von TV-Bildern. Amelio formuliert also über eine ‚mise-en-abyme‘ einen Appell zum kritischen Umgang mit den Massenmedien, er versucht, frei nach Brecht, den Zuschauer nicht „besoffen zu machen, ihn mit Illusionen auszustatten, ihn die Welt vergessen zu machen, ihn mit seinem Schicksal auszu-söhnen.“ Er will ihm vielmehr „die Welt [...] zum Zugriff“ vorlegen, damit er sich selbst ein Urteil bilden kann. (Brecht 1939: 302-303) Kurz: Amelio verfremdet zum Schluss hin die an den Spaghetti-Western und den Road Movie angelehnte Ästhetik und hält die Handlungsentwicklung an. Das Schiff bewegt sich, es werden aber nicht das Ablegen und die Küste, sondern nur Ausschnitte vom im Wasser befindlichen Gefährt in Großaufnahmen gezeigt, die auf die Menschen(-massen) fokussieren. Das Schiff wird für den Zuschauer gewissermaßen vom Fortbewegungsmittel zur Bühne, auf der die (migrations-)politischen und (massen-)medialen Verhältnisse offen gelegt werden.

Bibliographie

- Amelio, Gianni, 1994. *Lamerica*. Frankreich/Italien: C.G.G. Tiger cinematografica/Arena films, 113 min, (Cecchi Gori Home Video).
- Barthes, Roland, 1993. „Photos-chocs“, in: Marty, Eric, (Hg.), *Roland Barthes. Œuvres complètes*. Bd. 1. 1942-1965. Paris: Seuil, 626-628.
- Barthes, Roland, 1993. „La grande famille des hommes“, in: Marty, Eric, (Hg.), *Roland Barthes. Œuvres complètes*. Bd. 1. 1942-1965. Paris: Seuil, 669-671.
- Brecht, Bertolt, 1939. „Über experimentelles Theater“, in: ders., 1967. *Gesammelte Werke*. Bd. 15 (Schriften zum Theater 1). Frankfurt am Main: Suhrkamp, 285-305.
- Brunetta, Gian Piero, 1995. *Cent'anni di cinema italiano*. Bd. 2 (Dal 1945 ai giorni nostri). Rom: Laterza.
- François, Etienne/Schulze, Hagen, 2001. „Einleitung“, in: dies. (Hgg.), 2001. *Deutsche Erinnerungsorte*. München: Beck, 9-24.
- Gramsci, Antonio, 1926. „Alcuni temi della questione meridionale“, in: ders., 1971. *La costruzione del partito comunista*. 1923-1926. Turin: Einaudi, 137-158.
- Haase, Marianne/Jugl, Jan C., 2005. „Irreguläre Migration“, in: *Bundeszentrale für politische Bildung*, http://www.bpb.de/themen/1QXIX7,0,0,Irregul%E4re_Migration.html (20.12.08).
- Landy, Marcia, 2000. *Italian Film*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mazierska, Ewa/Rascaroli, Laura, 2006. *Crossing New Europe*. Postmodern Travel and the European Road Movie. London: Wallflower.
- Milborn, Corinna, 2006. *Gestürmte Festung Europa*. Einwanderung zwischen Stacheldraht und Ghetto. Das Schwarzbuch. Wien: Styria.
- Müller-Funk, Wolfgang/Wagner, Birgit, 2005. „Diskurse des Postkolonialen in Europa“, in: dies., (Hgg.), 2005. *Eigene und andere Fremde*. Postkoloniale Konflikte im europäischen Kontext. Wien: Turia und Kant, 9-27.
- O’Healy, Áine, 2004. „Lamerica. Gianni Amelio, Italy, 1994“, in: Bertellini, Giorgio, (Hg.) *The Cinema of Italy*. London: Wallflower, 245-253.
- Ponzanesi, Sandra, 2005. „Outlandish Cinema. Screening the Other in Italy“, in: Merolla, Daniela/Ponzanesi, Sandra, (Hgg.), 2005. *Migrant Cartographies*. New Cultural and Literary Spaces in Post-Colonial Europe. New York: Rowman & Littlefield/Lexington Books, 267-280.
- Rascaroli, Laura, 2005. „Carlo Mazzacurati, Silvio Soldini, and Gianni Amelio: Highways, Side Roads, and Borderlines - the New Italian Road Movie“,

Daniel Winkler

in: Hope, William, (Hg.), 2005. *Italian Cinema. New Directions*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 251-272.

Wagner, Birgit, 2004. „Europa vom Süden her gesehen. Andere Europa-ängste, andere Europolüste“, in: Ehalt, Hubert Christian, (Hg.), 2004. *Schlaraffenland? Europa neu denken. Auf der Suche nach einer neuen Identität für den alten Kontinent*. Weitra: Bibliothek der Provinz, 198-216.

Winkler, Daniel, 2007. „Quando sei nato non puoi più nasconderti... Gianni Amelio, Marco Tullio Giordana und der nuovo cinema di migrazione“, in: Schmelzer, Dagmar et al., (Hgg.), 2007. *Handeln und Verhandeln. Beiträge zum 22. Forum Junge Romanistik*. Bonn: Romanistischer Verlag, 239-257.

Wood, Mary P., 2005. *Italian Cinema*. Oxford: Berg.

Comicul de limbaj în piesa *O scrisoare pierdută* de Ion Luca Caragiale

Carmen Iulia STANCIU, Wien

Ion Luca Caragiale, cel mai mare dramaturg din literatura română cunoscut pentru comediile sale, a reușit să realizeze prin creațiile sale capodopere ale genului savuroase prin comicul lor. O astfel de operă literară este și piesa *O scrisoare pierdută*¹ publicată în anul 1884 și jucată în premieră pe scena Teatrului Național din București, la 13 noiembrie 1884, înregistrând un mare succes la public. Însă nu dintotdeauna operele lui Caragiale au fost privite cu admirație ci au stârnit de multe ori scandaluri în presa timpului de atunci și între scriitori. Au existat atacuri violente îndreptate împotriva teatrului comic al lui Caragiale. Criticii literari ai vremii au socotit piesa *O scrisoare pierdută* lipsită de calități literare și au scris despre ea nefavorabil. Teatrul comic al lui Caragiale a fost învinuit și de implicare în linia politică a conservatorilor și, mai cu seamă, de campanie antiliberală.

Titu Maiorescu² îl sprijină pe dramaturg cu autoritatea lui critică împotriva denigratorilor. Studiul *Comediile d-lui I.L. Caragiale*³, apărut în anul 1885 în revista *Convorbiri literare* și servind ca prefață volumului *Teatru* din 1889, urmărește să contracareze acuzele de imoralitate și partizanat politic aduse dramaturgului. Acuza ce se aduce lui Caragiale că ar ilustra o politică de partid

¹ Pentru a viziona întreaga piesă *O scrisoare pierdută* accesați:

Prima parte: <http://video.google.com/videoplay?docid=-4234899955164179412> [28.12.2008]. A doua parte: <http://video.google.com/videoplay?docid=-5401440170665157360&hl=en> [28.12.2008].

² Titu Maiorescu - (n. 15 februarie 1840, Craiova - d. 18 iunie 1917, București) a fost academician, avocat, critic literar, eseist, estetician, filosof, pedagog, politician și scriitor român, prim-ministru al României între 1912 și 1914, ministru de interne, membru fondator al Academiei Române, personalitate remarcabilă a României sfârșitului secolului al XIX-lea și începutului secolului XX. Este autorul celebrei teorii a *formelor fără fond*, baza Junimismului politic și "piatra de fundament" pe care s-au construit operele lui Mihai Eminescu, Ion Luca Caragiale sau Ioan Slavici.

³ Articolul întreg poate fi găsit în: *I. L. Caragiale față cu reacțiunea...criticii. Teorie și document*. Vol. 1 – De la Titu Maiorescu la Șerban Cioculescu, director editor George Genoiu, Fundația Culturală – Casa de Presă și Editură *Rampa și ecranul*, 2001 sau online: http://ro.wikisource.org/wiki/Comediile_d-lui_I.L._Caragiale [24.12.2008].

îndreptată împotriva liberalilor este apărută de Titu Maiorescu în acest articol. El scrie:

Căci pentru orice om cu mintea sănătoasă este evident că o comedie nu are nimic a face cu politica de partid; autorul își ia persoanele sale din societatea contemporană cum este, pune în evidență partea comică așa cum o găsește, și același Caragiale, care astăzi își bate joc de fraza demagogică, și-ar fi bătut joc ieri de ișlic și tombateră și își va bate joc mâine de fraza reacționară, și în toate aceste cazuri va fi în dreptul său literar incontestabil.

Nu cred că Caragiale s-a folosit de operele sale literare pentru a face politică. Într-adevăr sfârșitul de secol al XIX-lea a fost caracterizat prin o perioadă de tranziție unde a existat conflict și adversitate între cele două importante grupări politice și anume grupul conservator și cel liberal și Caragiale s-a folosit de acest subiect în multe din operele sale dar în același timp știa și el foarte bine că de îndată ce un poet dă unui partid politic e pierdut ca poet, își poate lua ziua bună de la independența sa artistică. Din acest motiv cred că Caragiale nu s-a amestecat în luptele partidelor politice din acea vreme dar nu avea nici un motiv pentru care să stea departe de frământarea societății în care trăia și avea tot dreptul să se folosească de ea ca inspirație pentru operele sale.

Lui Caragiale i-au fost aduse și acuze cum că comediiile sale sunt imorale și pline de obscenități iar personajele sale pline de defecte și de cea mai joasă speță. Mulți critici au fost deranjați de faptul că la sfârșitul piesei personajele nu plătesc pentru faptele lor nu tocmai morale iar opera se termină în veselie. Astfel s-a deschis discuția despre rolul moralizator al artei sau mai bine zis misiunea morală a artei în general. Titu Maiorescu scrie tot în articolul *Comediile d-lui I.L. Caragiale*:

Comediile d-lui Caragiale, se zice, sunt triviale și imorale; tipurile sunt toate alese dintre oameni sau vițioși, sau proști; situațiile sunt adeseori scabroase; amorul e totdeauna nelegiuit; și încă aceste figuri și situații se prezintă într-un mod firesc, parcă s-ar înțelege de la sine că nu poate fi altfel; nicăieri nu se vede pedepsirea celor răi și răsplătirea celor buni.

S-a ajuns atât de departe cu reproșurile la adresa lui Caragiale încât i-a fost reproșat și faptul că este străin caracteristicilor poporului român prin originea fanariotică a lui (Caragiale provine dintr-o familie modestă cu posibile

ascendente străine grecești). Eticheta privind *“inaderența lui Caragiale la spiritul român”* a fost pusă de criticul literar N. Davidescu la 1935 într-un articol apărut în *Cuvântul liber*, II, nr. 29, din 3 august intitulat *“Caragiale – observator al slăbiciunilor noastre... îl jertfim cu toții o parte din activitatea noastră de a ne ponegri cu toții reciproc”*⁴, unde îl caracterizează pe Caragiale ca *“ultimul ocupant fanariot al României”* și *“deplin inaderent față de spiritul românesc”*⁵. Această presupusă inaderență a lui Caragiale la spiritul român a fost contracarată de un alt critic literar Șerban Cioculescu într-un magnific studiu de vreo treizeci și ceva de pagini apărut cu titlul *“Detractorii lui Caragiale”*⁶, unde a respins temeinic aceste acuzații.

Criticat pozitiv sau negativ Caragiale are meritul necontestabil de a scrie o piesă care este fără îndoială o lucrare originală fără imitare sau împrumut din literaturi străine după cum și Titu Maiorescu scrie:

Lucrarea d-lui Caragiale este originală; comediile sale pun pe scenă câteva tipuri din viața noastră socială de astăzi și le dezvoltă cu semnele lor caracteristice, cu deprinderile lor, cu expresiile lor, cu tot aparatul înfățișării lor în situațiile anume alese de autor⁷.

Pentru Maiorescu comediile lui Caragiale sunt un început de literatură dramatică națională, independentă și fac parte din aceeași mișcare intelectuală în care sunt și operele lui Ioan Slavici, Ion Creangă sau Mihai Eminescu:

Oare nu este aici un adevărat început de literatură dramatică națională, independentă, trăind din propriile sale puteri, în înțelesul aceiași mișcări intelectuale sănătoase, în care sunt și novelele lui Slavici, și Amintirile lui Creangă, și Copiile de pe natură ale lui Negruzzi, și Poeziile lui Eminescu – mișcare deșteaptă în literatura noastră prin acea culegere de poezii populare prin care Alecsandri a îndreptat spiritul tinerimii de astăzi spre izvorul veșnic al tuturor inspirațiilor adevărate; simțirile reale ale poporului în care trăim, și care simțiri numai întrucât sunt oglindite prin artă în această realitate a lor devin o parte integrantă a omenirii exprimată în forma literară?

⁴ Articolul întreg poate fi găsit în: I. L. Caragiale față cu reacțiunea...criticii. Teorie și document. Vol. 1 – De la Titu Maiorescu la Șerban Cioculescu, director editor George Genoiu, Fundația Culturală – Casa de Presă și Editură Rampa și ecranul, 2001, p. 47-57

⁵ Idem, p. 181-193.

⁶ Șerban Cioculescu, *Detractorii lui Caragiale*, în Revista Fundațiilor Regale, nr. 10, 11, 1935.

⁷ Toate citatele lui Titu Maiorescu au fost luate din studiul *Comediile d-lui I.L. Caragiale*.

Opera satirică a lui Caragiale îl situează în sfera teoriei *formelor fără fond*, formulată doctrinar de Maiorescu în studiul “*În contra direcției de astăzi în cultura română*” (1868)⁸. Titu Maiorescu și junimiștii erau adepți ai teoriei evoluției organice, potrivit căreia popoarele progresează treptat dinspre fond spre forme. Din punctul de vedere al junimiștilor, Principatele Române ar fi străbătut, în secolul al XIX-lea, un drum invers față de cel normal, importând formele civilizației occidentale, în special prin influența franceză, fără a ține seamă de inexistența internă a unui fond corespunzător. Maiorescu observă de fapt că acea abundență de forme culturale străine nu se potrivește deloc fondului național. Această evoluție ar fi fost nu numai nefirească ci și pernicioasă, generatoare de ridicol prin discrepanțele produse. Modernizarea i se pare lui Maiorescu forțată el fiind de părere că numai fondul esențial românesc ar putea să nască formele viitoare ale culturii române. Doctrina junimistă a fost combătută în special de către liberali care credeau că evoluția dinspre forme spre fond, pe calea imitației, este deopotrivă inevitabilă și benefică, supunându-se legii “stimulării prin stimulare”. Cursul istoric al României moderne nu a urmat calea doctrinei junimiste.

În comedia *O scrisoare pierdută* avem de-a face cu o lume care se joacă de-a instituțiile liberale fără a le fi pătruns esența, o lume în dezvoltare în care se poate observa teoria formei fără fond a junimiștilor. Ca portretist satiric al burgheziei în ascensiune, Caragiale pune în lumină ridicolul ce rezultă din neasimilarea civilizației noi, din contrastul dintre pretenție și realitate, dintre esență și aparență. Titu Maiorescu scrie în articolul *Comediile d-lui I.L. Caragiale*:

Stratul social pe care îl înfățișează mai cu deosebire aceste comedii este luat de jos și ne arată aspectul unor simțiminte omenești, de altminteri aceleași la toata lumea, manifestate însă aici cu o notă specifică, adică sub formele unei spoieli de civilizație occidentală, strecurată în mod precipitat până în acel strat și transformată aici într-o adevărată caricatură a culturii moderne.

Eugen Lovinescu (n. 31 octombrie 1881, - d. 16 iulie 1943) alt critic literar, aș spune cel mai de seamă critic după Titu Maiorescu, vede în Caragiale “*expresia cea mai pură a junimismului*” și scrie:

⁸ Articol publicat în revista “Convorbiri literare” care a fost organul de presă al societății literare Junimea. “Convorbiri literare” este revista cu cea mai lungă apariție din literatura română.

Contrastul dintre formă și fond de la baza junimismului cultural și politic este și piatra unghiulară a întregii lui opere. N-o mai caracterizăm: ieșind din domeniul criticii speciale, ea a intrat de pe acum în domeniul conștiinței publice. Observația lui Caragiale se fixează pe această unică axă a contrastului; de pe obrazul burgheziei biruitoare smulge masca apuseană, pentru a-i arăta sufletul oriental.⁹

Comicul de limbaj

Vom trece acum la comicul de limbaj în piesa *O scrisoare pierdută*¹⁰ și anume vom vedea toate modalitățile și mijloacele prin care Caragiale a reușit să realizeze comicul în această operă. În alte cuvinte vom încerca să ajungem la rădăcina râsului. Adevărul este că nici la un alt scriitor român nu găsim atâtea deformări ale limbajului personajelor sale cum găsim la Caragiale. În lumea lui Caragiale se vorbește stâlcit, sâsâit, bâlbâit, cuvintele sunt supuse sistematic greșelilor de tot felul iar nouă nu ne rămâne altceva decât să râdem. Piesele lui sunt adevărate comedii ale cuvântului.

Râsul este dependent de intersubiectivitate, fapt remarcat și de Bergson în *Teoria râsului*¹¹, care afirmă că pentru a-l înțelege trebuie să-l plasăm în mediul său natural, care este societatea. Și exact asta a făcut Caragiale. Nu numai prin această piesă, ci prin întreaga sa operă, Caragiale a râs în hohote de societatea vremii. Alegerile care au vrut să fie liberale în România anilor 1883 s-au transformat într-o mascaradă. Concluzia piesei este amară. În lupta politică nu reușește cel mai bun, ci cel mai priceput, mai abil în lupta pentru putere.

Bergson distinge două specii ale comicului de limbaj: într-una comicul se exprimă prin limbaj (reconstituirea prin limbaj, narare a unei situații comice), în cealaltă limbajul creează comicul (limbajul se deconstruiește pe sine). Cea din urmă este folosită de Caragiale cu precădere în piesa *O scrisoare pierdută*.

În această operă fiecare personaj își are lexicul, sintaxa, locuțiunile și registrul lui. Avem un limbaj al micii și marii burghezii în care se cuprinde și limbajul politic. Caragiale a folosit diverse procedee de comic verbal spre a expune lipsa de cultură și carența intelectuală aproape generale la personajele sale. În *O scrisoare pierdută*, Caragiale demască deosebirea dintre pretențiile

⁹ Eugen Lovinescu, *Istoria civilizației române moderne*, II, 1925.

¹⁰ Pentru a citi opera întreagă: <http://www.romanianvoice.com/poezii/teatru/index.php> [13.12.2008].

¹¹ Bergson, Henri, *Teoria râsului*, Iași, Institutul European, 1992.

democratice și realitate, arată contradicția dintre aparență și esență, dintre ceea ce vor să pară personajele și ceea ce sunt ele în realitate, ridiculizează pretinsa luptă și arată indirect comunitatea de interese care-i unește.

Limbajul, prin incoerența și împesărirea lui, și prin acel amestec de civilizații, redat prin amestecul de cuvinte vechi și noi ne arată incoerența ideilor unei societăți informe, ori în stare de formare. Neconcordanțele din lumea cuvintelor arată neconcordanța din lumea lor. Toate personajele fac parte din clasa nou formată, din acele categorii de oameni care au primit formele noi și le prezintă dar care nu îi reprezintă. Observăm astfel în această operă cum se contagiază diferitele personaje de limbajul cel nou venit de afară dar neasimilat cu adevărat.

Limbajul eroilor caragialești este ordonat în două straturi suprapuse: unul de veche și înceată sedimentare, care se găsește în vorbirea păturilor inferioare, precum și în aceea a oamenilor vârstnici, aceasta fiind partea cea mai tradițională a bagajului lingvistic, cu expresii proverbiale și colocviale: “*am făcut-o de oaie*”, “*a fost lată de tot*”, “*să-mi faci pontul*”, “*din vorbă-n vorbă, tura-vura*” (Cetățeanul turmentat), “*să stăm cu mâinile în sân*”, “*urlă târgul*”, “*ca să tragi lumea pe sfoară*” (Farfuridi), “*am porunca să-l chinuiesc ca pe hoții de cai*”, “*o să mă ocărească că l-am trimis la cai verzi pe păreți*”, “*Pupă-l în bot și-i papă tot, că sătulul nu crede la ăl flământ*” (Pristanda), “*eu sunt omul pe care d-ta să-l îmbeți cu apă rece?*”, “*miroși ca de la o poștă*”, “*O mai cârpești de ici de colo, dacă nu curge pică*” (Tipătescu), “*Dacă mă iubești, stimabile, fă-mi hatârul*”, “*mă scoți din țâțâni*”, “*martoră mi-e maica Precista!*”, “*nici în clin nici în mâneci*” (Trahanache), “*își mușcă acum mâinile, își mestecă turbarea*” (Zoe), “*Ți-ai aruncat norocul în gârlă*” (Cațavencu); “*bată-vă sănătatea să vă bată*” (Dandanache).

Al doilea strat este constituit din aluviuni foarte recente (aici intră elementele introduse în limbă de noua conjunctură socială, politică și culturală a veacului al XIX-lea). Caracteristic pentru acest strat este în primul rând folosirea unui mare număr de neologisme, de origine îndeosebi franceză, supuse celor mai variate estropieri: Tipătescu – “*biuroul ziarului*” (fr. *bureau*); “E o *depeșă* - telegramă - anonimă”, (fr. *dépêche*); Trahanache - “*prezident* al Soc. Enciclopedice Cooperative “Aurora Economia Română” (fr. *président*); “mă poștește pe *fotel*”, (fr. *fauteuil*); “ca să *enfluanseze* pe Tipătescu” (fr. *inflencer*); Pristanda - “*să pardonăți*” (fr. *pardonner*); “*misia* de polițai” (fr. *mission*);

Nivelul maxim de influență franceză se întâmplă atunci când sunt folosite cuvinte care contrazic norma literară prin reproducerea mai fidelă a

prototipului lor francez: “Ăsta este mirosul meu *naturel*” (Cetățeanul turmentat); “să vă pronunțați cu astfel de cuvinte *neparlemantare*” (fr. *parlementaire* (Trahanache)); “ar fi bine să *suspendăm* ședința pentru cinci minute” (fr. *suspendre* (Trahanache)); “ca să *enfluanseze* pe Tipătescu” (fr. *influencer* (Trahanache))

Între deformări pur fonetice sunt:

- substituirea lui **i** prin **e**: “*famelie mare*” (Pristanda); “*enteresurile* partidului” ”e în joc *enteresul* țării” (Trahanache); “un om *endependent*” (Trahanache)
- a lui **o** prin **u**: “*fundator*”;
- a lui **v** prin **b**: “*bampir*” (Pristanda)
- **o** în locul lui **u**: “*foncția*” (Pristanda); “arată *documentul*” (Trahanache);
- **r** în locul lui **l**: “Uită-te la el cum se *turbură*” (Trahanache)
- **a** în locul lui **e**: “o să publice mâine la *gazată*”, “să vă pronunțați cu astfel de cuvinte *neparlemantare*” (Trahanache); “*Suspendați!*” (Pristanda)
- **i** în locul lui **e**: “vii cu *iconomi*” (Farfuridi); “Dacă îmi ești *prietin*” (Tipătescu)

Limba folosită de personaje ne dă informații prețioase despre identitatea personajelor, despre origine, profesiune, nivelul lor de cultură, apartenența politică. Calitatea exprimării lor verbale este foarte slabă din motive multiple: defecte de pronunție, de ritm, de articulare, tulburări datorate stărilor de confuzie etc. Cu puține excepții personajele se exprimă greșit, folosind pleonasm, truisme, contradicții, nonsensuri. Toate aceste greșeli de limbă sunt o inepuizabilă sursă de râs, ele pun în lumină nivelul intelectual și sufletesc al acestor personaje. Limba lor este alcătuită din o mulțime de clișee verbale capabile să dizolve natura rațională a limbajului.

Folosirea improprie a unor termeni (din necunoaștința sensului corect al cuvântului), investirea lor cu sensuri inadecvate, greșite: *momentan* – folosit în text cu sensul greșit de “instantaneu”; *capitaliști* – folosit în text cu sensul greșit de “locuitori ai capitalei”; *olograf* – folosit în text cu sensul greșit de “autentic”; *O dăm anonimă, dar o semnăm ...*” (Farfuridi)

Greșeli făcute din lipsa de cultură: (Cațavencu) “*Scopul scuză mijloacele, a zis nemuritorul Gambetta*” sau “Știi ca și mine principiul de drept, fiecare cu al său, fiecare cu treburile sale... *oneste bibere ...*”, în loc de *honeste vivere* (trăiește cinstit; ehrenhaft leben).

O altă serie de deformări implică în mecanismul producerii lor o greșită înțelegere a alcătuirii cuvântului: “*ocaziunea* să se pronunțe poporul” (Farfuridi); “să fie moderați, adică nu *exagerațiuni!*” (Farfuridi) (suf. –*unea* în locul lui –*ia*); “Astfel de *opiniuni* nu le respect”, “eu am tăria *opiniunilor* mele” (Cațavencu) (suf. –*iune* în locul lui –*ie*).

O altă categorie o formează înlocuirea cuvintelor prin **paronime** (DEX: Cuvânt care se aseamănă parțial cu altul din punctul de vedere al formei, dar se deosebește ca sens de acesta): “ordonă să fim *scrofuloși* (scrupuloși) la datorie”; “familie mare, *renunerație* mică, după buget” – în loc de remunerație (salariu, plată) (Pristanda).

Foarte activă este de asemeni **metateza** (DEX Schimbare a ordinii unor sunete sau a unor silabe într-un cuvânt): *catindat* (“d-ta proclama *catindatul!*” – Pristanda); *catrindala* (Pristanda); *plebicist* (Trahanache).

Mai găsim și nenumărate **expresii pleonastice**, o sursă importantă a comicalului de limbaj: “*vine numaidecât momental!*” (Pristanda), “*pardon, să iertați!*” (Pristanda), “*și ețetera!*” (Farfuridi), “*Stimabili, onorabili,* rog nu întrerupeți!” (Trahanache); “*măcar cătuși de pușin!*” (Trahanache); “*aclamăm munca, travaliul!*” (Cațavencu); “*nu spune decât numai și numai!*” (Pristanda); “*cum am zice, care va să zică!*” (Cetățeanul turmentat), “*adică fiindcă din cauza zguditurilor!*” (Farfuridi).

Singura vocație a personajelor carageliene este vorbăria, plăcerea de a trăncăni sau de a rosti discursuri importante numai că aceste discursuri rămân la condiția monologului, căci oricât de profunde și-ar dori ele nu acoperă o realitate semantică, ele nu comunică nimic, sunt elemente decorative lipsite de orice valoare, menite să realizeze „poza”, masca personajului întotdeauna modificabilă în funcție de situație, împrejurări sau interese. Toate personajele intră într-un clișeu al limbajului, un gol al gândirii și sensului din care nu-și găsesc ieșirea. Absurdul și necomunicarea sunt esența ultimă a teatrului caragialesc.

Caragiale își pune personajele să vorbească căci așa își vor arăta adevărata valoare, prostia, incultura și să țină discursuri prin care singuri se vor autodesființa. Din păcate ei nu se ridică deloc la nivelul la care cred că sunt sau care și-l doresc să fie, nu sunt în stare să transmită publicului nici măcar o idee care are sens.

Abateri logice care ar trebui să fie evitate: “*Industria română e admirabilă, e sublimă, putem zice, dar lipsește cu desăvârșire.*”, rectificată ar putea suna: ideea unei industrii române e admirabilă, dar industria ne lipsește cu desăvârșire. Alt exemplu: “*Noi aclamăm munca, travaliul, care nu se face de loc în țara noastră!*” (Cațavencu), adică: noi aclamăm

munca, *însă* aceasta nu se face deloc... Dar nici un fel de rectificare ar putea salva contradicția în termeni: "**După lupte seculare, care au durat aproape treizeci de ani...**" (Cațavencu); "**la douăsprece trecute fix mă duc la tribunal...**" (Farfuridi) sau chiar **nonsensul** (structuri care devin **nonsensuri** datorită negării primului enunț prin cel de-al doilea): "**Ori să se revizuiască, primesc! Dar să nu se schimbe nimica; ori să nu se revizuiască, primesc! Dar atunci să se schimbe pe ici pe colo, și anume în punctele esențiale...**" (din faimosul discurs al lui Farfuridi). Farfuridi nu este numai un prost care nu poate lega cuvintele, lipsit de coerență în expunere, ci și un om pus în situația de a spune ceva fără a avea ce.

Construcții prolixe adică lipsite de concizie, personajele se exprimă cu prea multe cuvinte. Exemplu: "**care va să zică...cum am zițe...în sfârșit să trăiască**" (Dandanache)

Truismele care sunt adevăruri evidente, banale, de cele mai multe ori pleonastice: "Un popor care nu merge înainte stă pe loc"; "unde nu e moral, acolo e corupție, și o societate fără prințipuri, vasazică ca nu le are" (ambele aparținându-i lui Trahanache, gândirea și cultura personajului se rezumă la cuvintele fiului său de la facultate).

Comicul de repetiție

Pristanda repetă obsedant vorba "**curat**", Trahanache – "**aveți pușintică răbdare**", Dandanache - "**eu, care de la 48, cu familia mea**", Cetățeanul – "**eu, cu cine votez?**" etc., toate aceste formule arată utilizarea a unui procedeu tehnic, a comicului de repetiție. Ticurile verbale sunt folosite de către Caragiale pentru a arăta platitudinea intelectuală a personajelor, automatismul lor în gândire. Sunt o sursă inepuizabilă de râs. Fiecare personaj în parte este înzestrat nu cu unul dar cu mai multe ticuri verbale:

- Trahanache pe lângă binecunoscutul "**ai pușintică răbdare**", întrebuințează o multitudine de formule secundare: "**stai, să vezi**", "**să juri, nu altceva**", "**sunt cestiuni arzătoare la ordinea zilei**", "**nu întrerupeți**", "**faceți tăcere**", "**dacă mă iubești, stimabile, fă-mi hatârul**", "**orele sunt înaintate**".
- Farfuridi, pe lângă formulele despre trădare: "**trădare să fie, dacă o cer interesele partidului, dar s-o stim și noi!**", "**mi-e frică de trădare**", "**iubesc trădarea, dar urăsc pe trădători**", mai prezintă alte câteva: "**Eu merg și mai departe și zic**", "**Cum ziceam adineaori amicului Brânzovenescu**", "**trebuie să ai curaj**", "**dați-mi voie**", "**12 trecute fix**", Farfuridi are acest tic verbal, folosește

- peste tot cuvântul fix când este vorba de oră dar chiar și de ani, de exemplu: “**La unul una-mie-opt-sute-două-zeci-și-unu...fix**”.
- Pristanda: dincolo de “**curat**” și “**famelie mare, renumerație mică, după buget**” (repetarea acestei propoziții arată că personajul este preocupat mereu de câștig), îi mai sunt proprii “**unsprece suflete**”, “**să trăiți**”, “**sărut mâna**”, “**ascult**”.
 - Tipătescu: “**Ia poftim, mă rog, ia poftim!**”
 - Cetățeanul turmentat: alături de “**eu cu cine votez?**” (cum acest personaj reprezintă marea masă anonimă a alegătorilor ticul verbal “**eu cu cine votez?**” demonstrează totala dezorientare a alegătorilor, derutarea la care sunt supuși) în gura Cetățeanului turmentat mai aflăm pe: “**dă-i cu bere, dă-i cu vin, dă-i cu bere**”, “**o mie de ani pace**”, “**nu mă zgudui, că amețesc**” etc.
 - Dandanache fixat îndeosebi prin “**familia mea de la patuzșopt**”, folosește de asemenea expresiile: “**șinti postii, hodoronc-hodoronc, zdronca-zdronca, și clopoței...îmi țiuie grozav...**”, “**nu-ți fati o idee**”, “**nu spui ține...persoana însemnată...**”, “**eu ca rumânul imparțial**”.

Comicul de nume

Aproape toți actanții au nume definatorii, evocatoare pentru trăsăturile dominante de caracter. Procedul indicării caracterului personajului prin nume, a fost reliefat de către criticul literar Garabet Ibrăileanu, în studiul „*Numele proprii în opera comică a lui Caragiale*”¹² apărut în anul 1926. Este bine cunoscută vorba lui Caragiale: nu pot să văd figura până ce nu-i știu numele. Fantezia scriitorului este de admirat când vine vorba de numele proprii ale personajelor sale: Trahanache, Dandanache, Brânzovenescu, Farfuridi, Tipătescu, Cațavencu, Pristanda etc., toate construite după criterii sonore.

Principalele clase de nume le dau terminațiile străine îndeosebi cele grecești. Pe lângă numele care i se potrivește ca o mânășă fiecărui personaj Caragiale nu uită niciodată să precizeze categoria socială din care provine personajul.

Cațavencu – cuvântul „*cață*” înseamnă o persoană care vorbește mult, moară-stricată, persoană bârfitoare. „*Cațanon*” mai este și o poreclă dată grecilor pentru răutatea lor. **Dandanache** ne duce cu gândul la dandana (încurcătura) pe care o produce prin apariția lui. Prefixul “*dandana*”

¹² *Numele proprii în opera comică a lui Caragiale*, în revista, „Viața românească”, nr. 12, 1926.

înseamna situație complicată, fără ieșire, belea, încurcătură. Sufixul numelui Farfuridi ne dă a înțelege că eroul e de origine grecească, și tot așa Agamiță Dandanache, prin numele lui grecesc și prin prenume (**Agamemnon** nume ilustru din mitologia greacă). **Pristanda** este numele unui dans moldovenesc (doi pași la stânga doi la dreapta), polițistul jucând după cum bate vântul politic. La **Trahanache** numele lui ne sugerează zahariseala și capacitatea de a se modela ușor (**trahanana** = cocă moale); îl modelează “enteresul”, ordinele superiorilor “de la centru”.

Se poate vedea foarte ușor faptul că Caragiale este un adevărat cunoscător al limbii române mai ales al limbii vorbite fapt de care se știe că era și el foarte mândru. Într-un articol foarte interesant de altfel scris de fiica sa Ecaterina Logadi intitulat „*Din amintirile mele despre tata*”¹³ ea scrie: „*Se mândrea cu marea lui cunoaștere a limbii și declara fără înconjur: Nu o stăpânesc mulți ca mine*”. Ea ne mai vorbește și despre caracterul tatălui său: „*Avea o mare curiozitate pentru oameni, și de la ei își găsea sursa de inspirație pe viu. Un tic, o vorbă izbitoare, le nota în memoria lui perfectă, cu intenția de a le utiliza cândva.*”

Ca și concluzie putem zice că I.L. Caragiale este interesat de omul care vorbește. *O scrisoare pierdută* este o observație exactă a societății acelor timpuri în care putem vedea structura morală și socială a oamenilor contemporani lui. Caragiale a fost un scriitor aflat mereu în mijlocul societății, mereu preocupat de om, de caracterul și de moravurile lui în raporturile sale sociale.

În piesa aceasta Caragiale ne prezintă lumea burgheză văzută prin două din formele ei instituționale: familia și politica. Este evidentă importanța operii lui Caragiale pentru înțelegerea epocii pe care scriitorul a trăit-o, a observat-o și a portretizat-o. Scrierile lui Caragiale sunt strâns legate de istoria României ceea ce face ca mulți critici să enunțe faptul că nu se poate înțelege și recunoaște epoca fără datele caragialiene. G. Ibrăileanu este unul dintre criticii care împarte această opinie:

Caragiale este cel mai mare creator de viață din întreaga noastră literatură. Și, într-un sens, este singurul creator, pentru că numai el singur, în toată literatura română, «face concurență stării civile». [...] Dar acest fel de creație nu ne satisface numai plăcerea estetică. Prin această putere de creație, artistul merge în sensul omului de știință.

¹³ I. L. Caragiale față cu reacțiunea... *criticii. Teorie și document*. Vol. 2 – Exegeza noilor generații de comentatori ai operii lui I. L. Caragiale spre sfârșitul veacului XX, director editor George Genoiu, Fundația Culturală – Casa de Presă și Editură *Rampa și ecranul*, 2002, p. 12-27.

Arta mare lămurește și ea, scoțând și separând esențialul de accidental, punând o ordine în ceea ce e haotic și încâlcit în realitatea lucrurilor și stabilind între aparențe o legătură cauzală. Din acest punct de vedere, Caragiale este cel mai mare istoric al epocii dintre 1870-1900. Un istoric complet, care arată, care critică și care explică.¹⁴

Comedia fără de sfârșit

Lumea lui Caragiale e un minunat antidot pentru preocupările tragice de atunci precum și de astăzi. Datorită lui mai uită oamenii de griji, de necazuri și de viața grea. Despre firea românului, se zice că poporul român e un popor vesel, glumeț permanent, inconștient de ziua de mâine, bucuros de clipa de față. Românul nu admite alt deznodământ decât gluma și voia bună. Nu cred că lui Caragiale iar place un altfel de final. Comedia nu trebuie și nu se poate sfârși.

26.01.2009

Bibliografie

- Bergson, Henri, 1992. *Teoria râsului*. Iași: Institutul European.
- Cazimir, Ștefan, 1967. *Caragiale – universul comic*. București: Editura pentru Literatură.
- Genoiu, Gorge, (dir. ed.), 2001. *I. L. Caragiale față cu reacțiunea...criticii. Teorie și document*. Vol. 1 – De la Titu Maiorescu la Șerban Cioculescu. București: Fundația Culturală-Casa de Presă și Editură "Rampa și ecranul".
- Genoiu, Gorge, (dir. ed.), 2002. *I. L. Caragiale față cu reacțiunea...criticii. Teorie și document*. Vol. 2 – Exegeza noilor generații de comentatori ai operei lui I. L. Caragiale spre sfârșitul veacului XX. București: Fundația Culturală-Casa de Presă și Editură "Rampa și ecranul".
- Iorgulescu, Mircea, 1988. *Eseu despre lumea lui Caragiale*. București: Cartea Românească.
- Lovinescu, Eugen, 1925. *Istoria civilizației române moderne, II*. București: Ancora.
- Maiorescu, Titu, 1978. *Opere, I*. București: Editura Minerva.
- Papadima, Liviu, 1996. *Comediile lui I. L. Caragiale* (prefață, analize de text, note, bibliografie comentată). București: Editura Humanitas.
- Tomuș, Mircea, 2002. *Opera lui I. L. Caragiale*. București: Fundația Națională pentru Știință și Artă.

¹⁴ G. Ibrăileanu, *Caragiale*, în *Viața Românească*, nr. 1, 1912.

La traduction entre le centre et la périphérie. Réflexions en marge des auto-traductions de Panaït Istrati

Magda JEANRENAUD, Iași

Préambule

En 1924, lorsque les éditions Rieder publient en France, avec le succès que l'on sait, *Kyra Kyralina*¹ accompagné d'une préface enthousiaste de Romain Rolland qui allait le consacrer comme un "Gorki balcanique" (et l'enfermer en même temps dans cette formule), Panaït Istrati avait fait depuis longtemps son début dans la presse: de 1906 à 1916 il avait publié, en Roumanie et en roumain, une centaine d'articles, dont au moins trois furent reconnus par l'auteur même comme des essais littéraires². D'un point de vue "strictement documentaire"³, son début littéraire en français se produit avec la publication d'un récit écrit en roumain et intitulé Nicolăi Tsiganou, paru en 1921 dans *L'Humanité* en version d'auteur française; son début en français date de 1919, date à laquelle il publie un article dans un journal genevois⁴. Lorsque *Kyra Kyralina* paraît en version d'auteur en roumain, en 1934, Istrati avait déjà traduit et publié ses versions roumaines des *Récits d'Adrien Zograffi*. *Oncle Anghel* (1924) (*Povestirile lui Adrian Zografi. Moș Anghel*, 1925), de *Tsatsa Minnka* (*Țața Minca*, 1931) et de la *Vie d'Adrien Zograffi. La maison Thüringer* (1933) (*Viața lui Adrian Zografi. Casa Thüringer*, 1934). La version roumaine de *L'Enfance d'Adrien Zograffi. Codine*, (1926) allait paraître en roumain quelques jours après sa mort (*Copilăria lui Adrian Zografi. Codin*, 1935). Malgré ses débuts littéraires assez tardifs (lorsque paraît *Kyra Kyralina*, qui lui vaudra une célébrité rapide, il avait déjà quarante ans), malgré sa vie chaotique, ses errances continuelles, la pauvreté et la lutte terrassante contre la tuberculose, celui qui allait pénétrer dans l'histoire littéraire roumaine et française sous l'étiquette "écrivain roumain d'expression française" trouva le temps, la force et le désir

¹ Le récit avait été publié en feuilleton dans la revue *Europe* en août et septembre 1923.

² Mircea Iorgulescu, *Celălalt Istrati*, Polirom, Iași, 2004, 162-163.

³ Mircea Iorgulescu, *ibid.*, 225.

⁴ Mircea Iorgulescu, *ibid.*, 203.

de traduire en roumain jusqu'à la fin de sa vie les deux tiers⁵ de son œuvre littéraire écrite en français.

Pourquoi Istrati décide-t-il de s'auto-traduire?

Quelles sont les raisons qui poussent un écrivain à s'auto-traduire? Pourquoi se donnerait-il la tâche de répéter dans une langue ce qu'il a déjà écrit dans une autre? Une pareille décision est, en soi, étonnante, ne serait-ce que si l'on pense au temps que celui-ci doit allouer à ce travail laborieux, qui l'oblige par ricochet à retarder l'écriture de son œuvre. Vladimir Nabokov, Julien Green, Samuel Beckett, Milan Kundera ont tous expliqué leur décision de s'auto-traduire (ou d'écrire directement dans une langue d'emprunt) par méfiance à l'adresse des traducteurs, souvent accusés en bloc de "transmission infidèle du sens"⁶.

Comme eux, Istrati a dû avoir le désir de se manifester dans la culture de sa langue maternelle autant que dans sa langue d'emprunt, où il a connu la célébrité avant d'avoir pris la décision de s'auto-traduire. D'autre part, le cas de Panaït Istrati est plus complexe et, de toute façon, différent des écrivains auto-traducteurs mentionnés ci-dessus: dans leur cas les textes originaux et les textes auto-traduits utilisent des langues "centrales" (français, anglais, russe), tandis que les auto-traductions de Panaït Istrati, produites pendant l'entre-deux-guerres, sont massivement⁷ faites à partir d'une langue centrale (le français), vers une langue périphérique et maternelle (le roumain)⁸. Istrati a cependant des raisons plus profondes de s'auto-traduire, qui tiennent à son désir brûlant de conquérir une place dans la littérature roumaine, "en dépit des

⁵ Mircea Iorgulescu, *ibid.*, 199.

⁶ Cf. Antoine Berman, *La traduction et la lettre ou l'auberge du lointain*, Seuil, Paris, 1999, 45, à propos des métaphores négatives de la traduction.

⁷ A l'exception d'un nombre très réduit de textes roumains, dont *Nicolae Tsiganou* (auto-traduit du roumain en français).

⁸ Cf. Mona Baker (ed.), *Routledge. Encyclopedia of Translation Studies*, Routledge, Londres & New York, 1998. Si au Moyen Âge le genre dictait la langue d'écriture, pendant la Renaissance, les auto-traductions se faisaient à partir de la langue "culte", le latin, vers les langues vernaculaires. Avec l'idéologie du romantisme, l'expression de soi est intimement liée à la langue maternelle/nationale. Dans la première moitié du XXe siècle on a enregistré aussi le cas contraire, lorsque des écrivains ayant écrit dans une langue "centrale" s'auto-traduisent dans leurs langues régionales (surtout dans les pays bilingues où les langues entrent en conflit). La décision de s'auto-traduire peut viser le raccourcissement du temps entre la production de l'œuvre originale et sa traduction, surtout dans le cas des langues "périphériques", pour hâter l'insertion de celle-ci dans la culture cible.

collés des «critiques» roumains»: «J’ai pris la décision de me traduire moi-même en roumain avant tout parce que *je suis, et j’y tiens, un écrivain roumain*» (souligné dans le texte). Et il insiste: «J’y tiens, non parce qu’on m’a contesté ce droit [...] mais parce que ma sensibilité, qui s’exprime aujourd’hui par un hasard extraordinaire en français, *jaillit d’une source roumaine*. Avant d’être *«pro-sateur français contemporain*», comme on le dit sur la couverture de la collection de Rieder, *je fus un prosateur roumain de naissance*»⁹.

Cet «hasard extraordinaire» mérite qu’on s’y attarde un peu: pourquoi Istrati a-t-il choisi le français comme langue d’expression littéraire? Auto-didacte, ce «peintre en bâtiment» qui a quitté l’école très jeune, prit la décision d’apprendre le français à une époque où cette langue était largement utilisée par les élites roumaines: Istrati a certainement eu la conscience de la valeur symbolique du français¹⁰, puisqu’il décrit en 1927, dans un entretien avec Frédéric Lefèvre, sa passion d’adolescence pour le français, l’élan avec lequel il s’était jeté à la «conquête de la belle langue», en n’oubliant cependant pas de préciser, «de la belle langue internationale»¹¹. Le choix du français comme langue d’expression littéraire n’était donc pas d’ordre purement affectif, mais il entretenait aussi un certain rapport avec le rêve d’acquérir une sorte de «blason» à une époque où son adoption était «l’indice de l’appartenance sociale et culturelle»¹² à des élites auxquelles il ne pouvait se rallier ni par naissance ni par éducation. En 1934, lorsque son éditeur roumain lui fait part

⁹ Panaït Istrati, Lettre du 15 avril 1925, voir: Panaït Istrati, *Les récits d’Adrien Zograffi*. Kyra Kyralina/Povestirile lui Adrian Zografî. Chira Chiralina. Avant-propos de Zamfir Bălan, préface de Romain Rolland. Muzeul Brăilei, Casa memorială «Panaït Istrati», Biblioteca Istros, Brăila, 1994, 309.

¹⁰ De ce point de vue, le cas de Panaït Istrati n’est pas isolé: à la fin du XIXe siècle, le prestige littéraire du français était tel, que de nombreux écrivains dont la langue maternelle n’était pas le français (Strindberg entre beaucoup d’autres) ont commencé dans un premier temps à s’auto-traduire en français pour ensuite écrire directement dans cette langue d’emprunt, contribuant ainsi à la consolidation de son statut de langue «dominante», Cf. Pascale Casanova, «Consécration et accumulation de capital littéraire», in *Actes de la recherche en sciences sociales*, nr. 144, septembre 2002, 16-17. Voir aussi, à propos du «prestige» du français aux yeux de la «nation-sœur roumaine», Heinrich Stiehler, «Sprachliche Migration – literarische Migration: Panaït Istrati», in *Literarische Mehrsprachigkeit Multilingualisme littéraire*, Georg Kremnitz, Robert Tanzmeister (Hrsg.), IFK Internationales Forschungszentrum, Vienne, 1995, 184.

¹¹ Frédéric Lefèvre, «Un paysan du Danube: Une heure avec Panaït Istrati, conteur roumain, écrivain français», in *Les Nouvelles littéraires*, no 259, 10 octobre 1927, apud Mircea Iorgulescu, *op. cit.*, 187.

¹² Mircea Iorgulescu, *ibid.*, 192.

de son intention de faire publier la version roumaine de *Kyra* en trente-cinq mille exemplaires, Istrati, étonné par l'ampleur du projet, lui réplique qu'un pareil tirage ne pouvait être envisagé que dans le cas de l'original français, dont le marché "s'étend jusqu'aux limites de diffusion de la langue française, c'est-à-dire la terre entière"¹³.

Faire son entrée dans les lettres roumaines après avoir connu la gloire en français, y pénétrer du "centre" et, en plus, muni du capital de notoriété dispensé par la préface de Romain Rolland, ne pouvait que jouer en sa faveur et réduire le temps de consécration d'un écrivain qui s'était lancé sur le tard: c'était sans compter avec divers règlements de comptes politiques et idéologiques. Istrati n'en reste pas moins convaincu que sa stratégie de court-circuitage du trajet usuel de la consécration littéraire est un bon choix: "N'ai-je pas bien agi, demande-t-il en 1925 à son éditeur roumain, en ne me cramponnant pas aux basques d'un potentat de nos lettres, et en ne voulant pas m'accrocher au chariot politico-littéraire de quiconque?"¹⁴. Il était donc conscient de la "pression" que pouvait exercer le "centre" sur la "périphérie". Aurait-il eu cette pensée diffuse dès son adolescence, lorsqu'il s'est mis, dans un premier temps, à lire avec avidité, au hasard, tout ce qui lui tombait sous la main, surtout des "traductions parues dans les éditions populaires"¹⁵? De toute façon, ces lectures ouvrent les portes d'un monde nouveau et allument en même temps le regret de ne pas connaître une langue "importante"¹⁶ pour pouvoir lire encore plus. Faire son entrée dans les lettres roumaines en tant qu'écrivain de succès dans la langue du "centre", voilà une belle revanche pour ce vagabond rebelle originaire des bas quartiers de Braïla: "Il viendra, le temps des règlements de comptes avec mon beau pays roumain: je sais attendre"¹⁷.

Réaliser cette aspiration légitime n'aurait peut-être pas entraîné la décision de Panaït Istrati de s'auto-traduire si la première tentative d'intégration dans la littérature roumaine n'avait pas été traumatisante. Le 15 avril 1925, une année après la parution de la traduction allographe roumaine de *Kyra Kyralina*, Istrati déclarait dans une lettre adressée à son éditeur: "Il est inutile

¹³ Panaït Istrati, *Les récits d'Adrien Zograffi. Kyra Kyralina/Povestirile lui Adrian Zografi. Chira Chiralina*, op. cit., 319.

¹⁴ Panaït Istrati, *ibid.*, 309.

¹⁵ Cf. Monique Jutrin-Klener, *Panaït Istrati, un chardon déraciné*, Maspero, Paris, 1970, 32, apud Mircea Iorgulescu, op. cit., 85.

¹⁶ Mircea Iorgulescu, op. cit., 85.

¹⁷ *A mes lecteurs de Roumanie, Adevărul literar*, juin 1924, voir Panaït Istrati, *Oncle Anghel/Moș Anghel*, Edition et étude introductive de Zamfir Bălan, Editura Istros. Muzeul Brăilei. Casa memorială "Panaït Istrati", Biblioteca Istros, Brăila, 1995, 389.

de réfléchir à un traducteur, tant pour la version de *Oncle Anghel*, que pour tout ce qui va suivre. Je te le dis une fois pour toute: *j'ai pris la décision de traduire moi-même mon œuvre dans ma langue maternelle* (souligné dans le texte)¹⁸. Et il justifie son choix quelques lignes plus loin: "J'aurais pu vivre sans traduire seul mon œuvre, et en laissant aux autres le soin de traduire mes ouvrages du français, comme j'avais commencé à le faire l'an passé. Et même, humainement parlant, on ne pouvait m'en demander plus [...]"¹⁹, mais l'expérience de la traduction roumaine de *Kyra* avait été "douloureuse". "Le lecteur roumain, constate-t-il amèrement, chercherait en vain dans *Kyra* trahie en roumain" du "style ou de l'intuition littéraire": il n'y trouvera que "de *l'inculture* complète, de *l'ignorance* absolue de la langue française comme de celle dans laquelle il a balbutié dès l'enfance et qu'il a apprise au lycée" (souligné dans le texte)²⁰. Suivent deux longues colonnes d'exemples de fautes commises par le traducteur qui ravivent la colère de Panaït Istrati: "Un homme qui ne sait pas que «peintre en bâtiment» signifie «peintre en bâtiment» et qui confond «maison» et «bateau»; qu'une personne blessée au visage se regarde dans une *glace* et non dans une *boule de glace*; qu'*attiser* n'est pas *apaiser*, et qu'un nez *rabattu* n'est pas un «petit nez retroussé» mais aquilin!... – un tel homme, au lieu de traduire des écrits français ferait beaucoup mieux d'apprendre un métier modeste [...]"²¹. Exaspéré par ce gâchis, Istrati avait pourtant réussi, au dernier moment et à la hâte, à éliminer un certain nombre de ces "bêtises". Mais le pire allait suivre car la traduction sortit "*sans mention du nom du traducteur*"²²: "On peut donc croire que j'ai fait la traduction moi-même, ou – pire encore – que je l'ai écrite de cette façon en roumain". Et l'indignation de Panaït Istrati explose dans une tirade sur "le manque de sérieux qui est l'apanage des Roumains": "Tricheur en politique, tricheur en gérance, le Roumain est tricheur en art même. Que ça aille ou non, on avance! Qu'il soit honteux et malhonnête de saboter le travail d'un homme en s'engageant à une tâche au-dessus de ses compétences, cette question d'honneur professionnel et de dignité humaine n'a pas tourmenté un seul instant la conscience du journaliste espion, homme de lettres de bas étage et ravaudeur qui a massacré *Kyra*"²³.

¹⁸ Panaït Istrati, Lettre du 15 avril 1925, apud *Les récits d'Adrien Zograffi. Kyra Kyralina / Povestirile lui Adrian Zografi. Chira Chiralina*, op.cit., 309.

¹⁹ *Ibid.*, 311.

²⁰ *Ibid.*, 312-313.

²¹ *Ibid.*, 315.

²² *Ibid.*

²³ *Ibid.*, 311.

La même année²⁴, Istrati invoque encore la malheureuse traduction de *Kyra*, ce véritable “galimatias”, “ni française ni roumaine, mais impertinente”²⁵.

Cette histoire a dû le blesser profondément puisqu’il allait tenir sa promesse et s’engager, dix ans plus tard, à “donner d’elle [*Kyra*], non une traduction, mais une version roumaine, où je vais tenter une véritable recreation”²⁶. Dans cette même lettre datée de septembre 1934, où il répond à la proposition de l’éditeur Hertz de republier *Kyra*, il se scandalise de nouveau de la mauvaise qualité de la traduction anonyme et donne d’autres détails sur sa production. La version roumaine de 1924, précise-t-il, en traduisant littéralement en français les fautes de traduction, n’avait aucune “chance de refléter l’original”²⁷: “divisée en trois parties et mise entre les mains de trois incapables, *Kyra* a non seulement paru estropiée du point de vue de la forme et du style [...], mais encore, elle a été traduite dans un roumain où fourmillaient des perles du genre: «Les invités se jetèrent sur les deux fenêtres»; «Je ne rouspétai pas un iota», «Je me suis assis sur une chaise vide»”²⁸ et il reprend la liste des “mutilations commises sur les langues étrangères et roumaine”.

La doxa traductive de l’entre-deux-guerres en Roumanie

Dans une étude des traductions du français en roumain portant sur l’entre-deux-guerres, Ecaterina Cleynen-Serghiev produit, pour la période 1919-1939, une liste de traducteurs de textes littéraires français qui comprend environ 400 noms: parmi ces noms, un très petit nombre d’écrivains plus ou moins connus, certains réputés comme publicistes et animateurs culturels, à côté d’un nombre considérable d’anonymes, auteurs d’une seule traduction: “Ce qui est frappant pour le cas roumain, c’est le nombre de traducteurs. Le nombre d’hommes et de femmes qui se consacrent à la transposition d’œuvres françaises est étonnant: ils sont 384!”. La surprise est vite tempérée par le constat du manque de professionnalisation²⁹ du métier de traducteur:

²⁴ Panaït Istrati, *Oncle Anghel/Moș Anghel*, op. cit., 5.

²⁵ *Ibid.*

²⁶ Lettre du 10 septembre 1934, apud *Les récits d’Adrien Zografi. Kyra Kyralina/Povestirile lui Adrian Zografi. Chira Chiralina*, op. cit., 321.

²⁷ *Ibid.*, 319.

²⁸ *Ibid.*

²⁹ Selon Gelu Ionescu, “l’institutionnalisation” de l’activité de traduction ne se fera pas avant les années 1960, avec la création de la première maison d’édition dont le programme éditorial est explicitement consacré aux traductions (*Univers*), et la création de revues spécialisées (*Secolul XX*, par exemple), qui se sont proposé non seulement la tra-

“Les auteurs d’une seule traduction représentent, il est vrai, 80% du total: ils sont 307 sur 384. Ils étaient 62% à avoir traduit un seul livre durant la période 1780-1860 dont s’est occupé Paul Cornea”³⁰. Face à ces “cohortes de traducteurs qui ne cessent de s’accroître”, comme les nommait, dans un registre particulièrement ironique, le critique Perpessicius, s’impose la conclusion que “la profession de traducteur n’existait pas encore en tant que telle entre les deux guerres”: le nombre démesuré de traducteurs et de traductrices à une seule traduction indique que “le hasard, un caprice ou une occasion fortuite se trouvent souvent à l’origine d’une traduction”³¹. Au lieu de donner des signes de fatigue, ce phénomène, enregistré dès la période “héroïque” des débuts littéraires roumains (1780-1860)³², manifeste donc la tendance à s’institutionnaliser: on ne peut l’expliquer que par la fracture d’une société fortement polarisée, en manque de classes moyennes coagulées. C’est aussi l’opinion exprimée, entre autres, par D. Popovici, qui situait les origines de ce fort clivage à l’époque de Ion Heliade-Rădulescu dont le projet de bibliothèque universelle s’est heurté à un désintérêt³³ total, entre autres, parce que “beaucoup parmi ceux qui auraient pu soutenir les efforts de Heliade se dispensaient volontiers de toute traduction, étant capables de s’adresser directement à l’original”³⁴. Cette forte polarisation de la société roumaine, qui fit “le

duction d’un “corpus de textes essentiels pour le développement d’une culture et d’une littérature, mais aussi la formation d’un groupe de traducteurs [...]”, cf. Gelu Ionescu, “Cîteva repere”, *Orizontul traducerii*, Univers, București, 1981, 37 sq.

³⁰ Ecaterina Cleynen-Serghiev, *Les Belles Infidèles en Roumanie. Les traductions des œuvres françaises durant l’entre-deux-guerres*, Presses Universitaires de Vincennes, Paris, 1993, 76.

³¹ Ecaterina Cleynen-Serghiev, *ibid.*, 77.

³² Paul Cornea, « “Cerere” și “ofertă” în determinarea profilului traducerilor de la jumătatea veacului trecut », in *Probleme de literatură comparată și sociologie literară*, Ed. Academiei, 1970, 110-115; Paul Cornea, « Traduceri și traducători în prima jumătate a secolului al XIX-lea », *De la Alecsandrescu la Eminescu. Aspecte, figuri, idei*, Ed. pentru literatură, București, 1966, 1966, 38-76. Pour cette période allant de 1780-1860, Paul Cornea enregistre 301 traducteurs qui traduisent en roumain 679 titres (281 auteurs étrangers). Cette situation est insolite, “le nombre des traducteurs est absolument stupéfiant”, d’autant plus qu’à cette époque la langue n’était pas encore codifiée, ce qui rendait toute entreprise de traduction particulièrement difficile. En dépit des quelques écrivains présents parmi ces traducteurs, deux tiers des traducteurs sont inconnus et auteurs d’une seule traduction.

³³ Le projet d’une bibliothèque “universelle”, qui comprenait une liste d’ouvrages dont la traduction en roumain était jugée indispensable a été conçu par Ion Heliade Rădulescu en 1843. Ce programme de traduction était presque entièrement inspiré du *Panthéon littéraire* d’Aimé Martin.

³⁴ D. Popovici, *Studii literare. III*, Dacia, Cluj-Napoca, 1977, 205.

malheur de la Roumanie de l'entre-deux-guerres" serait due, selon Ecaterina Cleynen-Serghiev, à l'existence "d'une élite intellectuelle – Université, journalistes, cercles mondains – assez importante numériquement pour constituer un marché du livre relativement rentable", élite qui "a jalousement conservé sa culture élitare", tandis que le lecteur "populaire" a dû se contenter d'une "littérature industrielle"³⁵. En d'autres mots, les traductions roumaines d'œuvres littéraires françaises alimentaient exclusivement le "circuit populaire" tel qu'il a été défini par Robert Escarpit, tandis que le "circuit savant" était réservé à la "diffusion des œuvres françaises dans leur langue d'origine"³⁶. Loin d'être une exception, la traduction roumaine de *Kyra* ne fait ainsi que confirmer une *doxa* traductologique qui n'était pas encore prête à évoluer vers la professionnalisation d'un métier qui n'était même pas coagulé. La solution de continuité entre le circuit savant et le circuit populaire met ainsi sous un jour nouveau la joie avec laquelle Panaït Istrati, accueille, en 1934, la proposition d'être réédité dans la "Collection de 15 lei": publier une "version roumaine", une "véritable recreation" de *Kyra* dans cette collection populaire adressée à un public habitué à "la littérature de scandale", non pas par sa faute, mais par celle des écrivains "distingués", qui n'ont "su que trop rarement se faire comprendre de ces gens simples et mal préparés" ne pouvait que flatter l'auto-didacte issu du même milieu que "la masse des lecteurs de la Collection à 15 lei"³⁷.

Quant à la qualité des traductions produites pendant l'entre-deux-guerres, elle est médiocre; on publie des "textes abrégés", les coupures et les omissions font florès dans les traductions des collections populaires, les adaptations "vont parfois jusqu'à la localisation"³⁸. Le travail des traducteurs fait preuve de lourdes négligences dues pour la plupart à la mauvaise compréhension des textes source: parfois on évite les difficultés tout simplement en les éliminant; on simplifie les phrases en les appauvrissant; on commet des contresens, des nonsens et des faux sens; les expressions figées et les idiomatismes français sont massivement traduits par calque; l'ordre des mots est distorsionné selon le modèle français sujet-verbe-complément; on traduit le système des correspondances des temps français par transcodage; on pratique l'emprunt inutile en "roumanisant" l'orthographe; on s'embrouille dans la

³⁵ Ecaterina Cleynen-Serghiev, *op. cit.*, 71.

³⁶ Ecaterina Cleynen-Serghiev, *ibid.*, 54.

³⁷ Panaït Istrati, *Les récits d'Adrien Zograffi. Kyra Kyralina/Povestirile lui Adrian Zografi. Chira Chiralina*, *op. cit.*, 319.

³⁸ Ecaterina Cleynen-Serghiev, *op. cit.*, 89.

transposition des argots et des registres de langage. Bref, la *doxa* traductive de l'époque semble ainsi massivement réduite à l'application servile du principe de l'imitation des structures de la langue source. La conclusion de l'analyse socio-traductologique publiée par Seghiev en 1993 confirme donc entièrement les fulminations de 1925 d'Istrati contre la "tricherie" des traducteurs de *Kyra*: la qualité déplorable des traductions du français publiées pendant l'entre-deux-guerres s'explique "uniquement" par la négligence ou la paresse des traducteurs³⁹.

L'auto-traduction: essai de définition

Ce qui pose problème lorsqu'on se propose de définir l'auto-traduction, c'est justement son double statut, auto-traduction et en même temps texte à part entière. N'importe quelles sont les techniques de traduction, les deux textes restent à tout jamais "investis par la même auctorialité". Or l'auctorialité rend caduque l'"objection préjudicielle" invoquée par Jean-René Ladmiral⁴⁰, autrement dit sa secondarité, exprimée par tradition en termes de défektivité. Car l'auteur peut s'arroger des droits discrétionnaires sur son propre texte, y compris de le "trahir", de lui être infidèle en auto-traduction. L'auto-traduction est ainsi une seconde création par rapport au texte original, les deux "s'éclairent réciproquement quand on les confronte": par voie de conséquence, l'œuvre se dédouble, elle se "décline dans deux langues", elle se "déploie à l'échelle de l'original et de la traduction"⁴¹ et elle répond ainsi à "la même logique que les œuvres". La dichotomie texte premier/texte second, qui est constitutive de toute traduction allographe n'est plus en mesure de rendre compte du statut de ce type de traduction, dont la possible définition dépend de la réponse donnée à d'autres questions: "un texte auto-traduit est-il vraiment à proprement parler une traduction? [...] une auto-traduction n'est-elle pas «un second original»?". L'auto-traduction a donc un caractère paradoxal: elle pose, avec les mots de Michaël Oustinoff, un "problème typologique majeur". Tandis que l'écriture d'un texte et sa traduction (allographe) sont par tradition placées sous le signe de la différence, la traduction étant, toujours par tradition, "empreinte de la défektivité" due à sa secondarité,

³⁹ Ecaterina Cleynen-Serghiev, *ibid.*, 89, 82-90.

⁴⁰ Jean-René Ladmiral, *Traduire: théorèmes pour la traduction*, Payot, Paris, 1979, 89.

⁴¹ Michaël Oustinoff, *Bilinguisme d'écriture et auto-traduction*. Julien Grenn, Samule Beckett, Vladimir Nabukov. L'Harmattan: Paris, 2001, Chap. 1, "Typologie du texte auto-traduit", 17-34.

L'auto-translation, en échange, se développe dans un espace propre investi d'un bout à l'autre par l'autorité de l'auteur. Dans cet espace, l'auto-traducteur dispose d'une liberté dont aucun traducteur ne pourrait rêver: en premier lieu, la possibilité de varier les modes de traduction. L'auto-translation "dévoile sa spécificité" justement dans ce "va-et-vient entre la traduction qui répond à notre attente et celle qui la déjoue"⁴². C'est aussi ce qui frappe dans les auto-traductions de Panaït Istrati, soit qu'il les appelle traductions ou créations: le libre jeu entre la traduction "doxale", qui interdit au traducteur de "réécrire" un texte original, et sa libre création.

Par conséquent, l'auto-translation apparaît comme structurellement plurielle, "fondamentalement transdoxale", s'inscrivant, avec les mots de Gérard Genette, parmi les œuvres à immanence plurielle, c'est-à-dire les œuvres "à répliques ou à versions" et les œuvres "à reprises"⁴³: le texte original et son auto-translation ne sont pas deux œuvres distinctes, mais deux textes de la même œuvre⁴⁴. L'auto-translation serait ainsi une sorte de remake, dans le sens de "refaire ou faire à nouveau, à nouveaux frais sur le même motif, thématique ou formel, et sans copier une œuvre antérieure". Ce qui relie ce type d'œuvres ce ne sont plus les "ressemblances", qui peuvent être "très inégales" et produites "dans des intentions très différentes"⁴⁵, autrement dit le critère sémantique à partir duquel on décide du degré de fidélité de toute traduction (et qui permet de mesurer une fidélité "que l'on vérifie rarement, et que l'identité auctoriale ne garantit nullement, bien au contraire: un auteur est naturellement plus libre à l'égard de son texte qu'un traducteur"⁴⁶), mais la "source auctoriale elle-même": "l'identité d'auteur est évidemment un facteur très puissant". Pour décider du statut de l'œuvre auto-traduite, il faut cependant envisager, nous semble-t-il, deux facteurs (qui peuvent entrer en conflit) et non pas un seul: d'une part l'intentionnalité de l'auteur et, d'autre part, la convention culturelle, l'usage, qui construit l'identité opérable selon "des critères subtils et éminemment variables": "L'identité opérable translinguistique est donc variablement extensible, et le public gère cette situation avec une souplesse qui doit, ici encore, plus à l'usage qu'à des principes *a priori*". Dans le cas des auto-traductions de Panaït Istrati, on peut même aller plus loin que Michaël Oustinoff et avancer que l'auto-translation, qui est, selon lui, *trans-*

⁴² Michaël Oustinoff, *ibid.*, 12.

⁴³ Gérard Genette, *L'œuvre de l'art*, Seuil, Paris, 188.

⁴⁴ Gérard Genette, *ibid.*, 201-202.

⁴⁵ Gérard Genette, *ibid.*, 197, 198.

⁴⁶ Gérard Genette, *ibid.*, 202.

doxale (“l’auteur ayant tous les droits”, donc la liberté de se conformer à “telle ou telle doxa, voire à plusieurs”) et doublement *paradoxale*⁴⁷ (car elle réunit les termes, jugés antinomiques, d’écriture et de traduction) et avancer que l’auto-traduction est plutôt *para*-doxale, en ce sens qu’elle se développe à côté de la doxa, en poursuivant une intentionnalité autre que celle strictement traductive (le respect du critère sémantique).

L’intentionnalité de l’écrivain Istrati entre souvent en conflit ouvert avec l’intentionnalité du traducteur: comment expliquer autrement la terminologie selon laquelle il classe ses auto-traductions, pourtant faites selon les mêmes techniques de travail, sinon par une stratégie qui vise son insertion dans le champ symbolique roumain? Ayant choisi d’y pénétrer par le biais du “centre”, de court-circuiter ainsi le trajet usuel de l’acquisition de la notoriété, Istrati insiste inlassablement sur le statut d’œuvres à part entière de ses auto-traductions. Lorsqu’il parle d’adaptation et de recreation, ce n’est pas parce qu’il veuille se démarquer des techniques utilisées dans ses “traductions”, mais sensibiliser, préparer la réception pour qu’elle l’accepte en tant qu’écrivain roumain et ses auto-traductions comme des originaux. Ces distinctions terminologiques camouflent ainsi la tactique choisie par Istrati pour pénétrer dans le champ littéraire roumain: donner ses auto-traductions comme des textes originaux, c’est aussi une stratégie de conversion de son capital symbolique, acquis dans la langue du “centre”, pour conquérir le champ littéraire roumain. Écrit à la même époque, le texte d’introduction de la version roumaine d’*Oncle Anghel*, débute par cette phrase: “*Oncle Anghel* n’est pas une traduction, mais une œuvre roumaine: je la considère égale à l’œuvre française”, phrase que Istrati traduit littéralement en roumain (“o consider egală celei franțuzești”). Cette formule corrige en fait une autre formulation, très libre, qui peut être déchiffrée dans le manuscrit, où, avant de corriger à l’encre noire, Istrati avait traduit: “o prefer celei franțuzești ” (je la préfère à la version française)⁴⁸. C’est qu’il avait changé non seulement de langue, mais aussi de destinataire, et maintenant il visait la réception roumaine...

D’autre part, il n’en est pas moins vrai qu’en se défendant d’avoir fait des traductions (son but est de “faire en sorte que le texte roumain ne soit pas une traduction”, affirme-t-il dans l’*Introduction* de 1933 à la version roumaine de la *Maison Thüringer*), Istrati se montre à son tour convaincu de la défektivité organique de toute traduction, ce qui motive son désir de donner ses auto-traductions comme des originaux. C’était aussi la doxa du champ littéraire de

⁴⁷ Michaël Oustinoff, *op. cit.*, 23.

⁴⁸ Panăit Istrati, *A mes lecteurs de Roumanie, Oncle Anghel/Moș Anghel, op. cit.*, note 1, 393.

l'époque, qui allait même lui donner un double coup en lui refusant le statut d'écrivain roumain, d'un côté parce qu'il n'avait pas écrit dans sa langue maternelle son œuvre originale et, de l'autre, parce que ses auto-traductions ont été jugées par certains comme défectives. La réception de ses auto-traductions a été très réservée. Mihaïl Sadoveanu⁴⁹ évoquait en 1925 "l'explosion d'hostilité" qui a accueilli le premier volume publié par Istrati: certains critiques s'étaient empressés de le "répudier", choqués qu'un des Roumains les plus démunis ait pu connaître brusquement la "célébrité européenne"; Tudor Arghezi⁵⁰ remarquait à son tour "l'irritation" des critiques qui gardaient féroce les "portes de la littérature à Bucarest" face à la réussite de quelqu'un qui avait osé se manifester "en dehors" du "Parlement littéraire" roumain. La "nouvelle du succès parisien" de Panaït Istrati aurait agi, selon Tudor Vianu⁵¹, comme un "puissant réactif": la droite reprocha à ce "déraciné de falsifier l'image de la société roumaine" et des âmes "délicates" passèrent sous silence une œuvre écrite "sans aucun art", dont la "célébrité scandaleuse" alarma même certains cercles⁵².

Enfin, le verdict de George Călinescu, auteur d'une monumentale *Histoire de la littérature roumaine*, est sans appel: "Malgré le fait que Panaït Istrati ait donné à son œuvre française des versions roumaines, il ne sera jamais écrivain roumain parce qu'il leur manque la spontanéité et la traduction servile des idiotismes qui en français ont un effet exotique"⁵³. Le principal défaut de l'auto-traduction envisagée en termes de "manque" est ici aussi sa secondarité, qui lui enlève toute chance de faire œuvre. Ce jugement est cependant flanqué de deux séquences qui en changent le sens, le transformant en une sévère morale à l'intention de ceux qui, "ayant le sentiment que la scène roumaine est trop étroite, ont décidé de s'affirmer, avec succès, ailleurs, préférant le français au roumain. Ce geste est peu recommandable, même s'il est "compréhensible", puisque l'utilisation de la langue roumaine empêche une large diffusion. Vient ensuite la conclusion sous forme d'avertissement tranchant: "En plus, les histoires littéraires françaises l'ignorent à leur tour, ce qui devrait donner à réfléchir aux émigrants". Le verdict est sans appel, mais il n'en reste

⁴⁹ Cf. Zamfir Bălan, *Cuvânt înainte*, in Panaït Istrati, *Les récits d'Adrien Zograffî. Kyra Kyralina/Povestirile lui Adrian Zografi. Chira Chiralina*, op. cit., XV.

⁵⁰ *Ibid.*

⁵¹ Tudor Vianu, "Panaït Istrati: *Chira Chiralina, Viața Românească*, no 10, septembre 1924.

⁵² Panaït Istrati, *Oncle Anghel/Moș Anghel*, op. cit., XXIX.

⁵³ George Călinescu, *Istoria literaturii române de la origini până în prezent*, București, 1941, chap. "Scriitori români de limbă străină", Minerva, București, 1982 (1941), 969. La traduction nous appartient.

pas moins énigmatique: très sensible, comme on l'a vu, à la réception⁵⁴, Istrati avait bien compris que "l'effet exotique" visant le public français, devait être non pas transcodé, mais transposé à l'intention du lecteur roumain, et ceci à l'aide de procédés en mesure de reconstruire autrement l'espace traditionnel du récit.

Le reproche du manque de spontanéité semble avoir obsédé Istrati: "Ici je parle dans ma langue", précisait-il en 1925 en s'adressant *A mes lecteurs de Roumanie* et il ajoutait, tout en nuances: "ce n'est pas la langue spontanée d'une œuvre composée directement en roumain", mais il croyait avoir le droit de déroger à une fidélité qui l'aura cependant "cruellement bridé" lorsqu'il dût recourir à "des ajouts conformes à notre langue"; cependant, ce sont là des dérogations "permises à l'auteur" et qui "n'empêchent pas une bonne traduction"⁵⁵. Huit ans plus tard, profondément meurtri par la rupture avec Romain Rolland, frappé de plein fouet par la campagne déchaînée contre lui par Henri Barbusse et la revue *Monde*, après "s'être séparé de mes plus grands amis" (et avoir assisté, "au milieu d'un silence qui me prouva combien l'homme est seul sur terre", à l'annonce faite par "les aimables bergers communistes", de "mon apostasie à l'Europe ouvrière, à ma classe: «agent de la Sigourantsa roumaine», «vendu à la bourgeoise»")⁵⁶, il allait faire dans son *Introduction à la Maison Thüringer* une déclaration étrange et désabusée, où il semblait avoir renoncé à lutter pour être reconnu comme écrivain roumain. Il ne rate cependant pas l'occasion de parler de nouveau de sa méthode de traduction: il a voulu faire une "large adaptation en roumain tout en respectant le texte français" et, malgré les éventuelles imperfections et la grande difficulté de sa tâche, il croit que "personne, quel que soit son effort, ne pourrait me traduire mieux que moi. En tout cas, s'il est écrit que je ne disposerai pas du temps nécessaire pour retrouver ma langue roumaine, ce serait bien que cette adaptation en roumain soit prise comme modèle: je prouve ici qu'une bonne traduction ne peut être obtenue qu'au prix d'une courageuse violation de l'origina"⁵⁷.

Une terrible ironie fait qu'après une longue période de mise à l'index, une critique asservie idéologiquement allait mettre en place dans les années '60 une ingénieuse stratégie de "récupération" de celui qui avait marqué en 1929

⁵⁴ Mircea Iorgulescu observe que Panaït Istrati était préoccupé de la "problématique de la réception", cf. *op. cit.*, 200-201.

⁵⁵ Panaït Istrati, *Oncle Anghel/Moș Anghel*, *op. cit.*, 5.

⁵⁶ Panaït Istrati, *La vie d'Adrien Zograffi. La Maison Thüringer / Viața lui Adrian Zografi. Casa Thüringer*, *op. cit.*, 8, 10.

⁵⁷ Panaït Istrati, *La vie d'Adrien Zograffi. La Maison Thüringer / Viața lui Adrian Zografi. Casa Thüringer*, *op. cit.*, 33.

ses distances avec le régime stalinien, et on va assister à un phénomène probablement unique au monde: confisquées par un habile coup monté visant à le “réhabiliter”, les auto-traductions de Panaït Istrati vont être décrétées “mauvaises” et... les originaux retraduits en roumain par Eugen Barbu, un des écrivains les plus sulfureux de l'époque⁵⁸! Mais ceci est une autre histoire.

La traduction mentale

Le deuxième reproche de Călinescu nous semble un peu vague: que voulait-il exactement dire par “il leur [aux versions roumaines] manque [...] la traduction servile des idiotismes qui en français ont un effet exotique”? L'auto-traduction n'aurait-elle donc pas trouvé, selon Călinescu, les équivalents des emprunts et des calques du roumain qui foisonnent dans le texte d'origine? Mais pourquoi “servile”? Veut-il dire littérale? Et quel est le profil de ces “idiotismes”? La question mérite qu'on s'y attarde un peu.

En fait, Istrati a produit non pas une traduction “servile” (à noter la forte nuance péjorative du terme, une chose aurait été de dire “fidèle”, “littérale”, une autre que de parler de servilité) mais une auto-traduction naturalisante, c'est-à-dire, si l'on suit le schéma des “trois degrés” de l'auto-traduction élaboré par Oustinoff, une traduction qui se plie “aux seules normes de la langue traduisante en éradiquant toute interférence de la langue «source»”⁵⁹, naturalisant le texte de façon à “faire disparaître toute marque de «calque»”: désireux d'acquérir le statut d'écrivain dans sa langue maternelle, Istrati a choisi délibérément ce type d'auto-traduction visant à “naturaliser l'auteur, lui donnant ainsi droit de cité dans sa nouvelle langue d'écriture”⁶⁰ qui était aussi sa langue maternelle. Tous les témoignages concernant sa tâche d'auto-traducteur révèlent la même chose: son acharnement pour éliminer toute trace d'interférence avec la langue d'origine (même s'il n'a pas toujours réussi). C'est, en fin de compte, le seul sens que peut autoriser la “traduction naturalisante” dans le cas d'un auteur qui déclare que dans ses auto-traductions il “parle dans sa langue” et que ce dont il parle a été “pensé et parlé” en roumain. Dans une lettre datée de 1925, destinée aux “gens de bonne foi”, “les seuls auxquels je m'adresse dans toute mon œuvre”, Istrati rappelle que “la plupart de mes héros sont Roumains” et que “ces héros ont pensé et parlé, –

⁵⁸ Mircea Iorgulescu, *op. cit.*, 251.

⁵⁹ Michaël Oustinoff, *ibid.*, 29.

⁶⁰ Michaël Oustinoff, *ibid.*, 31.

durant de longues années, dans mon âme – en roumain, aussi universelle que, reproduite dans l'art, leur sensibilité paraissent⁶¹.

Tandis que la langue du "centre" ouvre la voie vers l'universalité, les auto-traductions roumaines gardent la seule et unique visée de la "naturalisation", du passage de l'universel au propre, et, comme technique de traduction, de l'implicite à l'explicite, de l'abstrait à la particularisation, de l'impersonnel au personnel: voilà le sens des procédés utilisés par Istrati, de l'accentuation du détail en description, de la dramatisation des structures narratives du récit. Ne devrait-on pas y déchiffrer une preuve de l'intériorisation des attentes de la culture d'accueil, clairement exprimées par Frédéric Lefèvre dans le titre de son interview de 1927, où Istrati était classé "conteur roumain, écrivain français"? En procédant ainsi, Istrati ne montrait-il pas avoir compris et appliqué, pour ainsi dire à rebours, la stratégie de Romain Rolland, qui l'avait lancé sur le marché symbolique français en "traduisant" la formule "un Gorki roumain" de Fernand Desprès⁶² par le cliché (de succès) "un Gorki balkanique"? Ne montrait-il pas ainsi avoir bien compris la leçon du même Romain Rolland qui, lorsqu'il avait voulu un Stavro "troublant", avait rayé le mot, le remplaçant par "tragique": "tragique" dans la langue du "centre", "troublant" dans sa langue maternelle...

Les témoignages de Panaït Istrati et surtout les manuscrits corrigés des versions roumaines montrent qu'il avait pris conscience du danger des interférences du français, sans toujours réussir à les éviter:

– *calques du français*

Casa Thüringer: à la fin du marché, il était fixé//la sfirșitul tîrgului, era fixat (73); l'industrie était nulle//industria era nulă (105); avec son excellente compagne//cu excelenta lui tovarășă de viață (193); lisant a haute voix un fameux livre//citind cu voce tare o carte făimoasă (197); corrige-toi donc, si tu veux combattre dans les rangs//corijează-te, deci, dacă vrei să lupți în rînduri (203); cela n'intéressait pas Adrien//aceasta nu interesa pe Adrian (205); Adrien préparait son âme pour de grandes épreuves//Adrian își prepara sufletul pentru mari încercări (347)

⁶¹ Panaït Istrati, *Les récits d'Adrien Zografi. Kyra Kyralina/Povestirile lui Adrian Zografi. Chira Chiralina*, op. cit., 311.

⁶² Le talent de Panaït Istrati a été signalé à Rolland par Fernand Desprès, qui fut aussi l'inspireur de la célèbre formule. Cf. Mircea Iorgulescu, op. cit., 221-223.

Tsatsa Minnka: tout est rude, rêche, ascétique//total e aspru, bățos, monahal (79); la taille du vieux fleuve//tală uriașului fluviu (5); priver les petites bouches//să priveze pe viitor gurile mici (15); Il y en avait cependant qui étaient devenus classiques et qui ne revenaient dans sa conversation que par surprise//existau totuși unele care deveniseră clasice și care nu reveneau în convorbire decât prin surpriză (143); saluait, confus//salută, confuz (153); ce que les eaux n'aiment pas//ceea ce nu e pe gustul apelor (209); mortelle tristesse aquatique//mortală tristețe aquatică (209); Minnka fit aussitôt venir deux voitures du village//Minca făcu să vină imediat două căruțe (241); elle n'eut que le cœur vide//ci numai cu o inimă tot atât de goală (243); merci, mes braves, pour vos bons souhaits //vă mulțumesc, bravii mei, pentru bunele voastre urări (247); il en résulte que le cœur du boyard perd de sa pureté, dans la mesure où une multitude de paysans sont privés de leur pain quotidien//rezultă din asta, că inima boierului pierde din curățenia ei, în măsura în care o mulțime de țărani sunt lipsiți de pâinea lor zilnică (41)⁶³

Les techniques de traduction utilisées en auto-traduction sont massivement du type classé, dans la terminologie de Vinay et Darbelnet, dans la catégorie des procédés obliques (transpositions, modulations, équivalences, adaptation) et elles aboutissent, comme on a pu le voir, à une restructuration en profondeur des unités de signification du texte source, du simple changement de catégorie grammaticale jusqu'à une transformation totale du message en mettant en place une vision différente du monde. Les calques, malgré leur nombre, ne sont jamais intentionnels: ce n'est pas là la visée de l'auto-traduction et tant l'ampleur des procédés indirects, que leur teneur, ainsi que les corrections apportées par Istrati démontrent qu'ils ne peuvent pas être expliqués que par la hâte ou la maladresse et non pas par une quelconque intentionnalité du traducteur. Celui qui déclare qu'une "bonne traduction ne peut être obtenue qu'au prix d'une courageuse violation de l'original", que traduire librement, s'éloigner de l'original serait même un privilège, une "dérogation" permise à "l'auteur, mais qui n'empêchent pas une bonne tra-

⁶³ Voir pour les exemples : Panaït Istrati, *Tsatsa Minnka / Țața Minca*. Edition et étude introductive de Zamfir Bălan, Editura Istros. Muzeul Brăilei. Casa memorială "Panaït Istrati", Brăila, 1997.

duction” ne peut pas être soupçonné de parti-pris en faveur de la traduction “servile”⁶⁴!

Le jugement de George Călinescu renie en réalité l’auctorialité même de l’auto-traduction, sa capacité de dévoiler une autre face, de valeur égale, de l’œuvre originale. Naturalisantes, les versions roumaines de Panaït Istrati font “jouer le texte original et sa traduction l’un sur l’autre”, elles s’influencent réciproquement; les deux évoluent selon la même logique, qui n’est pas traductologique mais pour ainsi dire opérable et dont la cohésion est garantie par l’autorité même de l’écrivain: s’éclairant mutuellement, se potentialisant réciproquement, les deux sont les versants d’une même et unique œuvre. En refusant à l’auto-traduction ce statut “opéral” qui clot l’œuvre sur elle-même en la dédoublant et en même temps empêchant toute autre traduction allographe ultérieure, Călinescu aura peut-être légitimé involontairement les retraductions des années ’60, dont la justification (qui masquait en réalité un parti-pris de récupération idéologique) se fondait sur la soi-disante défektivité des auto-traductions, autrement dit sur le “principe doxal qui veut que le même soit traduit par le même”⁶⁵: “bonne ou mauvaise, l’auto-traduction fait texte et re-présente l’œuvre dans la langue traduisante de manière unique et irremplaçable”⁶⁶.

La chance de l’auto-traduction

Si l’on y réfléchit bien, le jugement de Călinescu porte un double coup à l’œuvre de Panaït Istrati, puisqu’il jette une lumière négative sur l’œuvre originale même, suggérant que le défaut majeur de celle-ci consisterait dans le recours à la “traduction servile des idiotismes” (roumains)! Il est vrai que la quantité de calques et d’emprunts du roumain qui investissent les textes français de Panaït Istrati est tout à fait étonnante. Malgré les lamentations de Panaït Istrati, qui ne se lasse pas d’invoquer les difficultés liées à son “ignorance de la langue”, son “français de fortune”⁶⁷, mais qui ont aussi, on l’a déjà dit, une mise “publicitaire” et qui transpirent en plus l’orgueil (justifié) d’avoir réussi un exploit hors du commun (“humainement, on ne pouvait m’en

⁶⁴ Panaït Istrati, *Les récits d’Adrien Zograffi. Oncle Anghel/Povestirile lui Adrian Zografi Moș Anghel*, *op. cit.*, 5.

⁶⁵ Michaël Oustinoff, *op. cit.*, 88.

⁶⁶ Michaël Oustinoff, *ibid.*, 84.

⁶⁷ Panaït Istrati, *La vie d’Adrien Zograffi. La Maison Thüringer/Viața lui Adrian Zografi. Casa Thüringer*, *op. cit.*, 8, 6.

demander plus”⁶⁸; “ils [les écrivains de mon temps] écrivent dans leur langue maternelle, tandis que je bûche comme un aveugle, me cognant la tête à toutes les règles d’une grammaire dont j’ignore le premier mot”⁶⁹), les interférences massives du roumain dans sa langue d’expression littéraire ne sauraient être mises sur le compte de la maîtrise lacunaire de celle-ci. C’est le “régime” même du texte original qui se construit comme une “traduction”: les traces des interférences intentionnelles du roumain peuvent être détectées dans toute l’œuvre française de Panaït Istrati.

Il s’agit en premier lieu d’emprunts du roumain, surtout de termes culturels probablement jugés intraduisibles, transcrits phonétiquement (*Vataff*, *Potéra*, *potérache*, *ciorba*, *protzape*, *vadra*, *tzouica*, *haïdouc*, *coliba*, *vénétic*, *caciula*, *tcbobanitză*, *oka*, *pastrama*, *opınca*, *ursitele*, *gheba*, *doïna*, *locanda*, *surugiu*, *belea*, *dgéalat*, *ghia-bour*, *rogogina*, *cochnitsa*, *tejghetar*, *scourtéika*, *tsambales*, *lotka*, *fléika*, etc.); ou d’emprunts du turc et du grec (*markitan*, *Cârc-Serdar*, *tshérék*, *salep*, *baclava*, *félijdjane*, *toumbak*, *tabié*, *téméné*, *antartes*, *iatak*, *patchaoura*, *raïa*, etc.). Leur sens est explicité soit par des notes de bas de page, soit par des incrémentations insérées dans le texte même: *papoura* (“cette généreuse plante qui n’est pas tout à fait de la massette”), *stouff* (“ce frère lai de la papoura qui, lui, n’est que du roseau”), *pipirig* (“la papoura, le stouff et cet hermaphrodite de *pipirig*”, *Tsatsa Minnka*, 16); *noaten* (“On appelle, chez nous, *noaten*, un poulain bon pour l’attelage”, *idem*, 24). Parfois le mot roumain est repris par la suite par un terme équivalent français: à mesure que le texte avance, *stouff* et *papoura* sont progressivement remplacés par *roseau* et *massette*. La densité de ces emprunts est considérable, allant parfois jusqu’à cinq ou six sur la même page.

Une autre catégorie d’interférences du roumain est formée par ce qu’on pourrait appeler les mots-valeur, qui ont une forte charge symbolique: *moussa-fir* (“On appelait des moussafirs les courtisans qui venaient chez nous”, *Kyra*, 94); *balta* (“Les marais, il vaut mieux les appeler par leur nom de là-bas, qui est juste et beau”, *Tsatsa Minnka*, 16); *barbatt* (“Voilà ce que c’est que de ne pas avoir *barbatt* à sa mesure!” *idem*, 140). Le sens de ce dernier est longuement explicité dans une note de bas de page: “En roumain, en sus des noms *mari*, *mâle*, *homme*, il y a celui de *barbatt*, qui synthétise tous les trois, avec un sens plus précis de virilité, de vaillance, d’héroïsme” et il donne même le titre du chapitre VI: *Barbatt à sa mesure*.

⁶⁸ Panaït Istrati, *Les récits d’Adrien Zograffi*. *Kyra Kyralina/Povestirile lui Adrian Zografi. Chira Chiralina*, op. cit., 311.

⁶⁹ Panaït Istrati, *La vie d’Adrien Zograffi. La Maison Thüringer / Viața lui Adrian Zografi. Casa Thüringer*, op. cit., 4.

Certaines tournures dont la sonorité est en français étrange résultent d'expressions figées ou de tournures syntaxiques spécifiques au roumain traduites mot à mot en français: "l'eau du marais fait naître des petites grenouilles dans le ventre" (*Onclé Anghel*, 338); "nombreux étaient ceux qui lui portaient les samedis" (*Codine*, 80); "croix de vaillant" (*Kyra*, 130); "je me sauvai provisoirement en prétextant que j'étais *liê*" (*idem*, 72); "opération facile dans le pays du Saint-Bakchiche" (*idem*, 44); "les vers non endormis" (*Onclé Anghel*, 139); "trois enfants j'ai eus, et tous trois je les ai perdus" (*idem*, 64), etc. Pratiquement tous les proverbes du texte original sont des traductions littérales de proverbes roumains (dont la plupart ont cependant des équivalents en français): "Attrape l'aveugle et arrache-lui les yeux!" (*Moș Anghel*, 335); "Mieux vaut un *drame* de veine qu'un *char* de sagesse, dit textuellement le Roumain" (*idem*, 325); "Le bon Dieu ne jette pas sur les épaules d'un homme autant qu'il peut porter!" (*idem*, 34). Toujours explicitées par des notes ou des incrémentations, ces traces de la langue maternelle ne signalent pas un bilinguisme insuffisamment maîtrisé, au contraire, elles sont volontaires et, une fois insérées dans le texte français, ce sont elles qui créent l'effet exotique dont parlait Călinescu: elles le structurent en profondeur, en strates hétérogènes, à la façon d'un palimpseste, car on peut lire presque à tout moment entre les lignes du texte français un texte roumain; d'une certaine façon, elles signalent aussi la méfiance vis-à-vis du modèle du Dictionnaire, dont elles marquent les limites.

Cette contamination massive, tant au niveau lexical, qu'au niveau syntaxique du texte original par les interférences du roumain va ainsi au-delà du strict problème du bilinguisme, qui se réduit souvent à la comptabilisation des "fautes" que toute personne bilingue devrait éviter, en raison de la préservation de la "pureté" des langues. Mieux vaudrait qu'on la juge en termes de traces témoignant du dédoublement de l'œuvre originale, qui se déploie sous une forme palimpsestueuse: ces échos d'une autre langue qui envahissent intentionnellement le tissu textuel autorisent la supposition que l'œuvre française de Panaït Istrati est une "traduction mentale", selon une formule proposée par Jorge de Sena⁷⁰. Selon le chercheur et traducteur portugais qui explique, à partir de l'analyse des poèmes anglais de Pessoa, comment "de nombreux traits syntaxiques et stylistiques" de sa langue poétique sont issus à "partir de la *traduction mentale*, effectuée par lui-même, de constructions courantes, ou moins courantes, que la langue anglaise possède et permet"⁷¹, il s'agirait même d'une espèce particulière de traduction. Si les auto-traductions

⁷⁰ Michaël Oustinoff, *op. cit.*, 45-49.

⁷¹ Jorge de Sena, *apud* Oustinoff, *ibid.*, 46-47.

istratiennes se construisent à partir des procédés indirects de traduction, les textes originaux, dès qu'on les envisage comme des "traductions mentales"⁷², apparaissent comme des illustrations du credo littéraliste, des extensions du modèle du Dictionnaire, des applications des procédés de traduction directe, dont l'emprunt, le calque et la paraphrase littérale sont les principales techniques de transcodage et, en même temps, comme un doute qui plane sur la possibilité même de la traduction. Tandis que les auto-traductions istratiennes bannissent les interférences, jugées négatives, le texte original, vu comme traduction mentale, évolue sous le régime de ce que Oustinoff appelle l'interférence positive: le texte original vise ainsi une éthique du décentrement, de l'ouverture à l'altérité, mettant à rude épreuve la tendance à la centralisation de la langue d'accueil. A une autre époque, Andreï Makine allait devoir faire passer ses textes écrits en français pour des... traductions, pour se faire publier par ses éditeurs, farouches gardiens de la pureté du français⁷³. Inversement, et tout aussi paradoxalement, on ne trouve nulle part dans les listes de traductions roumaines du français établies par Ecaterina Cleyne-Serghiev la moindre mention des auto-traductions de Panaït Istrati: les aurait-elle considérées d'entrée de jeu comme des œuvres originales? On pourrait aussi se demander si l'œuvre istratienne, où l'on entend constamment les échos du roumain, aurait eu la chance d'être acceptée comme "traduction" par un éditeur français... On ne le saura probablement jamais.

L'auto-traduction résiste ainsi à la grille des "tendances déformantes" proposée par Antoine Berman, le critère de la défektivité étant rendu caduc par son auctorialité même, tout comme elle résiste au principe (positif) du décentrement de Meschonnic, parce que le texte original et son auto-traduction rendent "la localisation de l'œuvre impossible à établir"⁷⁴: le "centre" se distribue dans les deux versants de l'œuvre. D'où un dilemme particulièrement troublant: à partir de quel texte devraient se faire les traductions dans les

⁷² C'est aussi l'opinion de Zamfir Bălan qui, sans utiliser cependant le terme de traduction mentale, insiste à plusieurs reprises dans ses préfaces sur le fait que Panaït Istrati a "interprété le monde réel dans sa langue maternelle et il en a traduit le message dans une langue d'emprunt" (cf. Zamfir Bălan, "Studiu introductiv", in Panaït Istrati, *La vie d'Adrien Zografi. La Maison Thüringer / Viața lui Adrian Zografi. Casa Thüringer, op. cit.*, XLIII), qu'il "a écrit son œuvre en français, mais il l'a pensée en roumain" ou encore que "le message artistique conçu mentalement à partir des particularités du code de sa langue maternelle a été confié aux signes verbaux du français" (cf. Zamfir Bălan, "Introducere", in Panaït Istrati, *Tsatsa Minnka / Țața Minca, op. cit.*, XX).

⁷³ Michaël Oustinoff, *op. cit.*, 85.

⁷⁴ *Ibid.*, 250.

autres langues? Dans le cas de Panaït Istrati, où auto-traduction et œuvre originale se développent dans deux langues en rapport de centre-périphérie, et où la langue même de l'auto-traduction est enchâssée dans le texte de l'œuvre originale, la question est encore plus troublante...

La lecture des textes istratiens comme des traductions (mentales) fait surgir des “zones textuelles” où un sujet-écrivain se double d'un sujet-traduisant qui produit “une écriture-de-traduction, une écriture qu'aucun écrivain français n'aurait pu écrire, une écriture d'étranger harmonieusement passée en français”, des zones qui génèrent un “français neuf”, des “zones de grâce et de richesse”⁷⁵. Inversement, lire ses auto-traductions roumaines comme des textes originaux, dans un élan de générosité dont la réception roumaine ne fit pas toujours preuve, donnerait à voir, n'en déplaise à George Călinescu, leur poéticité, c'est-à-dire, toujours avec les mots d'Antoine Berman, ce en quoi “un traducteur a réalisé un véritable travail textuel, *a fait texte*, en correspondance plus ou moins étroite avec l'original”⁷⁶ et, du même coup, leur éthicité, qui transparait à travers leurs rapports de respectueuse filiation, mais de nature dialogique. Par ce double geste on aura accordé à l'auteur et au traducteur le statut de sujet traduisant, tel que l'envisageait Antoine Berman, comme une synthèse entre sa position traductive, sa position langagière et sa position scripturaire⁷⁷.

Enfin, si on accepte le concept de “traduction mentale”, l'œuvre istratienne apparaît comme la traduction d'une version roumaine... inexistante: ce serait une illustration de ce que Paul Ricœur appelait le paradoxe de la traduction, autrement dit l'équivalence sans adéquation – l'inexistence d'un texte tiers en l'absence duquel on ne saurait vraiment juger ni de la réussite ni de l'échec d'une traduction –, ce *tertium comparationis* dont parlait Umberto Eco, formulable dans une langue parfaite et utopique⁷⁸, qui pourrait garantir l'identité entre le texte source et le texte cible. La dichotomie fidélité-trahison, qui jette le doute sur toute traduction, se justifie ainsi dans la mesure où “il n'existe pas de critère absolu de la bonne traduction; pour qu'un tel critère soit disponible, il faudrait qu'on puisse comparer le texte de départ et le texte d'arrivée à un troisième texte qui serait porteur du sens identique supposé

⁷⁵ Antoine Berman, *Pour une critique des traductions: John Donne*, Gallimard, Paris, 1995, 66.

⁷⁶ *Ibid.*, 92.

⁷⁷ *Ibid.*, 74-75.

⁷⁸ Umberto Eco, *La recherche de la langue parfaite dans la culture européenne*, Seuil, Paris, 1994, 391.

Magda Jeanrenaud

circuler du premier au second”⁷⁹. Seul ce texte hypothétique pourrait détruire cette “*équivalence* présumée, non fondée sur une *identité* de sens démontrable” et témoigner en même temps de la conformité du texte source au texte cible: échappant, sous la garantie de son auctorialité, à la secondarité (défective) de toute traduction allographe, l’auto-traduction a mis toutes les chances de son côté.

⁷⁹ Paul Ricœur, *Sur la traduction*, Bayard, Paris, 2004, 39.

De périphérie en périphérie : la littérature franco-ontarienne

Catherine PARAYRE, St. Catharines (Canada)

Les Franco-Ontariens forment une minorité linguistique dont la littérature émerge à partir des années 1960 en réponse à la « révolution tranquille » au Québec et à la politique délibérément francophone de cette province. En effet, c'est alors « que se confirme le désaveu du Québec nationaliste pour sa diaspora nord-américaine » (Paré 1992 : 30) ; dans une telle situation, l'expression franco-ontarienne doit trouver sa voix en dépit de la dominance anglophone dans l'Ontario et celle francophone limitée au Québec. La littérature franco-ontarienne entreprend donc d'explorer, de revendiquer, mais aussi de dénoncer la marginalisation qui lui est imposée. Le discours critique fait, par ailleurs, largement écho à cette réflexion plurielle. Pareillement, le présent travail postule que la littérature franco-ontarienne est produite non pas sur une seule, mais sur plusieurs périphéries. Après une présentation de cette problématique, suivie d'illustrations dans des textes littéraires, il proposera, à l'examen de différents concepts et images qu'utilisent écrivains et critiques, une figure, celle de l'écorché, autour de laquelle peuvent être rassemblées plusieurs caractéristiques de cette littérature des périphéries.

Marginalisations

Bien qu'il y ait toujours eu la volonté au Canada de développer des « images de continuité et d'ordre » entre les différentes cultures, la pluralité est inscrite dans la formation même du pays (New 2003 : 3-4). Particulièrement, la reconnaissance du français résulte de luttes politiques et de débats passionnés sur les questions de langue dominante et langue minoritaire, ou encore centres et périphéries, ainsi que sur le rôle du Québec dans la légitimation, mais aussi le repli de la population francophone dans les autres provinces. Certes, les communautés francophones du Canada – « Acadiens, Franco-Québécois, Franco-Ontariens, Franco-Manitobains, Fransaskois, Franco-Albertains, Franco-Colombiens » – perpétuent des « réalités spécifiques que trois termes viennent cependant unir : francophonies, minoritaires et

Amérique du Nord » (Juteau 1994 : 33).¹ Au recensement de 2006, la province de l'Ontario compte un peu plus de 12 millions d'habitants et, principalement à Toronto, une population multiculturelle. Dans la capitale, fière des 140 langues qui y sont parlées, la première langue de 47% des résidents de Toronto n'est ni l'anglais ni le français ; 31% des habitants n'utilisent ni l'anglais ni le français dans la vie quotidienne ; la moitié des habitants est née à l'étranger (<http://www.toronto.ca>). Qu'il s'agisse de la population de souche ou d'immigration récente, le français est la première langue de moins de 500 000 habitants de l'Ontario. La population francophone, c'est-à-dire la part de francophones qui « dispose du français pour seule connaissance des langues officielles », se limite toutefois à 49 000 dans l'ensemble de la province. Cette population se répartit de manière inégale. Outre les petites communautés rurales souvent isolées, trois villes – Sudbury, centre minier du nord ; Ottawa, siège du gouvernement fédéral, à la frontière du Québec ; et Toronto, dans une région majoritairement anglophone – sont les plus grands centres de la francophonie, avec cependant des différences importantes. Par exemple, la population francophone de Toronto est, pour l'essentiel, issue de l'immigration récente, alors que les francophones de Sudbury comptent de nombreux francophones de souche (<http://www.statcan.ca>). L'expérience minoritaire relève donc, à des degrés divers, de plusieurs facteurs. Privés de territoire, éparpillés à travers la province, les Franco-Ontariens vivent à la périphérie d'une société globalement anglophone. En outre, ils subissent, comme l'ensemble de la société canadienne, l'influence de la culture étatsunienne. Quant à la francophonie, la périphérie est triple. D'une part, l'Ontario français fait figure de parent pauvre du Québec. Ainsi, dans les années 1970, les francophones non-Québécois se réunissent dans la Fédération des Francophones Hors Québec et réclament ainsi une certaine marginalisation vis-à-vis du « foyer de la francophonie nord-américaine » (Juteau 1994 : 38). D'autre part, le Québec, profondément américanisé depuis les années 1980, conçoit à présent le lien avec la France comme un lien avec l'Autre (New 2003 : 291). Le contact avec la culture québécoise n'implique donc pas nécessairement pour les Franco-Ontariens un contact avec la France. Finalement, dans une province dans laquelle l'immigration est très forte, y compris l'immigration venant de pays francophones, le Franco-Ontarien de souche doit se mesurer à d'autres pratiques linguistiques et culturelles dans diverses communautés francophones.

¹ Si les francophones sont majoritaires au Québec, ils demeurent une minorité au Canada.

Dans de semblables circonstances, la littérature franco-ontarienne se distingue par son « flou constitutif » et, notamment, quatre types de discontinuités : « l'évolution en ruptures successives de la littérature franco-ontarienne, la dimension sociative (mise en avant ou pas) des textes, les différences qui opposent écrivains de souche et écrivains migrants et, bien sûr, le rapport à la culture anglaise » (Lasserre 2006 : 20). Cette littérature se forme dans les années 1970-1980 : « L'esthétique réaliste de cette époque, la thématique centrée du 'nous' communautaire, la recherche d'une authenticité de la langue... constituent autant de procédés et symboles signalant l'étroitesse de la relation du texte au territoire, [et portent] également les germes [d'un] repli » (Lasserre 2006 : 22-23). A cette époque, cette production militante provient essentiellement de Sudbury et se base sur l'expérience de francophones de souche. Mais, dans les quinze dernières années, en particulier avec le déplacement de la création littéraire vers les milieux urbains d'Ottawa et de Toronto et au contact d'immigrants récents venant de pays où le français n'est en aucune façon minoritaire, de nouvelles voix s'ajoutent aux précédentes, d'autant plus que le « va-et-vient relationnel à l'instabilité toute postmoderne » qui caractérise notre époque, ne favorise guère l'identité de « combat » et préfère une esthétique ouverte à des tendances multiples (Lasserre 2006 : 21).

En somme, les pratiques différentes des francophones de souche et de ceux issus de l'immigration d'une part, et, d'autre part, la relation au Québec, qui « réagit encore soit par l'assimilation soit par le rejet de ce qui se produit en Ontario français » mènent à une indéniable « (con)fusion » (Lasserre 2006 : 30 ; 29). Comment définir alors ce que l'on entend par franco-ontarien et, donc, par littérature franco-ontarienne ? Un texte franco-ontarien « devrait-il ou pas entretenir des liens avec [la] problématique [sociolinguistique] » (Lasserre 2006 : 26) ? Depuis quelques années, la littérature franco-ontarienne, littérature des marges riche en apports variés, procède à un « non-centrement » de ses projets et « assure une continuité d'expérience dans le discontinu des origines » sur fond de « dépolitisation » du débat français-anglais (Lasserre 2006 : 32 ; 34) : « la représentation littéraire est passée de ce qui était une relation polarisée français-anglais vers une relation à orientations multiples, dont les deux composantes (française et anglaise) sont elles-mêmes morcelées » (Lasserre 2006 : 36). Si l'on extrait les termes d'Homi Bhabha de leur contexte d'origine, les Franco-Ontariens développent un discours « hybride » dans lequel « les différences culturelles ne sont simplement pas là pour être vues ou appropriées » (Bhabha 2007 : 188). Il s'agit plutôt de nouer des liens mouvants où les sentiments identitaires se construisent dans une évolution toujours fluide.

Du discours fondateur aux voix multiculturelles

Les œuvres franco-ontariennes révèlent, d'année en année, l'évolution du traitement des notions de centre et de périphérie. A Sudbury, la politique éditoriale de *Prise de parole*, maison qui a largement contribué à l'émergence de la littérature franco-ontarienne, déclare d'emblée son militantisme : « La croyance que les Franco-Ontariens sont capables de créer des œuvres littéraires valables motive l'équipe... C'est ici avec bien du monde que nous cherchons à promouvoir une réalité qui nous est propre, le nous dans nous-mêmes » (Desbiens 1979 : 93). Texte fondateur de la production franco-ontarienne (Paré 1994 : 76), la pièce de théâtre d'André Paiement, *Lavalléville* (1975), examine en les exacerbant divers aspects de la « norditude », à savoir, dans le nord de l'Ontario autour de Sudbury, la ruralité, l'isolement, le travail à la mine, mais aussi un milieu démuné avec un difficile accès à l'éducation, soumis à la crise économique et aux tribulations des grosses compagnies étatsunienne propriétaires des mines et des usines. Pour échapper à un tel environnement, le père du vieil Adolphe a créé une communauté autarcique. Reprenant les rôles, Adolphe se comporte bientôt en tyran : il maltraite son fils, ses proches et ses employés, jusqu'au jour où un charlatan venant d'une grande ville s'introduit dans la communauté et bouleverse les relations sociales. Une révolte se forme contre Adolphe, qui perd tout pouvoir. Dans ces nouvelles conditions, la jeune génération choisit l'autarcie en décidant, malgré la pauvreté, de ne pas quitter Lavalléville. La pièce dramatise la situation des francophones du nord de l'Ontario : cette communauté autarcique fictive aux marges de la marge, connaît des conditions socioéconomiques plus pénibles encore que celles dont les Nord-Ontariens ont l'habitude, alors qu'elle devient paradoxalement un nouveau centre, que les plus jeunes refusent de quitter, du moment qu'ils peuvent exprimer leur voix. De fait, et bien que la poésie idéalise parfois le passé, comme le suggère le titre d'un recueil de Jean Marc Dalpé, *Gens d'ici* (1981), le milieu de la mine, sa misère et son isolement, sur fond de francophonie vacillante, demeure chez plusieurs auteurs un sujet privilégié, par exemple dans le recueil de poèmes *Sudbury* (1983) de Patrice Desbiens et dans les pièces de théâtre *Hawkesbury Blues* (1982) et *Nickel : une histoire d'amour sur fond de mines* (1984) de Dalpé et Brigitte Haentjens.

A ces portraits du nord s'ajoutent les aventures de ceux qui tentent fortune loin du Sudbury d'origine. Dans *l'espace qui reste* (1979) de Desbiens, le poème intitulé « la chérie canadienne » évoque la misère du nord, la vie dans un Toronto anglophone pour y échapper, et la différence qui existe entre le Québec francophone florissant et la marginalité des Franco-Ontariens :

la neige brûle
dans la fenêtre.
ma sœur a honte de
parler français.
....
je vis à toronto ontario.
j'ai un larousse de poche
avec 32.000 mots.
je trébuche sur ma langue.
....
vive le québec libre.
....
je suis le franco-ontarien
cherchant une sortie
d'urgence dans le woolworth démoli
de ses rêves. (Desbiens 1979 : 38-39)

Au cours des ans, Desbiens reprend ces thèmes, tout en les adoucissant. D'un intérêt particulier est son *Homme invisible / The Invisible Man* (1981), dans lequel la page de gauche en français est accompagnée sur la page de droite d'une traduction en anglais (les pages se faisant face gardent la même pagination), souvent déformée au point qu'elle raconte une histoire parallèle. Par exemple, la traduction évite la problématique propre à l'Ontario francophone en élargissant le cadre au Canada : « L'homme invisible est né à Timmins, Ontario. Il est Franco-Ontarien » devient « The invisible man was born in Timmins, Ontario. He is French Canadian » (Desbiens 1981 : 1). D'inspiration surréaliste, l'ouvrage retrace l'aliénation du narrateur, qui s'exile au Québec, mais ne trouve pas d'emploi et devient alcoolique. La souffrance est celle de la langue : sentant le français de l'Ontario sans avenir, ne pouvant pas s'adapter au Québec, où il fait figure d'exclu, l'homme invisible se tourne vers la littérature française, celle de Verlaine et de Rimbaud, sans grand succès d'ailleurs. A la fin du récit, il décrit son sort en reprenant de célèbres vers de Verlaine : « Les violons saouillons de l'automne jouent une musique triste dans les yeux de l'homme invisible » (Desbiens 1981 : 42). Cette phrase est absente de la traduction anglaise, la littérature française n'ayant guère de place dans un milieu anglophone. De façon similaire, le thème du dernier locuteur, fréquent dans les littératures minoritaires, donne son titre aux poèmes de Pierre Albert, *Le dernier des Franco-Ontariens* (1992), dans lesquels le narrateur doute de l'identité collective, dont il réclame pourtant l'existence. Etablissant une

analogie entre le Franco-Ontarien de souche et l'autochtone des Premières Nations, il fait ressortir à la source de cette marginalisation le rôle central de l'américanisation anglophone et de la suprématie québécoise :

un franco-ontarien, qu'est-ce que c'est un franco-ontarien ?
c'est une île sans fond dans l'océan USA, une île à marée basse
....
je suis le dernier des franco-ontariens comme le dernier des mohicans
....
je vais peut-être redevenir un québécois, après avoir été un ontariois
(Albert 1992 : 35)

Dans les années 1990 s'annonce toutefois un renouvellement. Le décentrement identitaire n'y est plus simplement perçu comme un phénomène culturel ; il devient le décentrement de toute littérature : la métaphore, l'analogie, l'allusion, le discours onirique, la fiction sur l'individu plutôt que la collectivité, le silence sur la question culturelle et linguistique suggèrent certes la marginalité franco-ontarienne, mais celle-ci n'est plus nommée. Dès lors, les notions de centre et de périphérie sont essentiellement affaire émotionnelle et individuelle. Ainsi, *French Town* (1994), pièce de théâtre de Michel Ouellette, met en scène les drames familiaux (meurtre, mauvais traitements) dans l'entourage d'une mère décédée, mais présente sur scène, qui se penche sur son passé, alors que ses enfants, adultes traumatisés par leur enfance, se déchirent jusqu'à ce que l'un d'eux se suicide. Le lieu est une communauté francophone du nord de l'Ontario. La fille n'a guère reçu d'éducation et son français trahit l'origine modeste de la famille. Les deux garçons ont étudié à Toronto ; l'un (celui qui se donne la mort) a fui la famille, l'autre décide d'y revenir. Le centre, c'est la famille francophone et cette famille est un enfer ; de terribles secrets lient ses membres sans qu'ils puissent en parler, mais la périphérie, cette fois Toronto, se révèle également aliénante pour les deux fils, même si les questions sociolinguistiques ne sont pas discutées. Du même auteur et dans la même discrétion en ce qui concerne le débat minoritaire, *L'homme effacé* (1997) reprend le thème du manque de communication dans le milieu familial sur fond de distance géographique et socioéconomique entre le nord et Toronto, en particulier à travers le rôle d'un patient interné dans un hôpital psychiatrique. La même année, Desbiens, avec *La fissure de la fiction*, traite la problématique franco-ontarienne de manière moins virulente que dans ses premiers textes. Il s'agit dans cet ouvrage d'écrire un roman, dans lequel un écrivain en herbe découvre l'altérité de la langue littéraire et la

nécessaire abstraction de tout récit, quel que soit le substrat social. Ainsi médiatisé, le vécu demeure forcément marginal dans la création littéraire. En fait, les auteurs franco-ontariens ignorent de plus en plus souvent la question franco-ontarienne. C'est le cas, parmi de nombreux exemples, de *L'homme de paille* (1998) et de *La kermesse* (2005), deux romans de Daniel Poliquin, des nouvelles de Maurice Hernie comme dans *Les roses et le verglas* (2004) ou encore des poèmes d'Andrée Lacelle, dont l'écriture intimiste esthétise les questions existentielles. La nouvelliste Marguerite Andersen, francophone de Toronto née en Allemagne qui a vécu dans différents pays européens et africains, décrit dans *Les crus de l'esplanade* (1998) un Toronto entièrement francophone, donc irréal, sans s'attarder sur la question linguistique.

De surcroît, des voix littéraires se font entendre ces dernières années qui revendiquent une identité plurielle et multilingue avec des points d'attaches dans différents pays et régions. Il n'est plus alors question de centres et de périphéries, mais bien du concept de rhizomes, dans le sens où l'entend Edouard Glissant, par opposition à celui de racine ou, dans le vocabulaire franco-ontarien, de souche (voir Glissant 1996). Par exemple, dans *Ainsi parle la Tour CN* (2000) de Hédi Bouraoui, la Tour CN à Toronto, jusqu'à récemment le bâtiment le plus haut du monde, narre à la première personne le destin du personnel de l'édifice, en commençant par celui d'un Mohawk qui, licencié, sombre dans le chômage et l'alcoolisme. En dépit de ce drame, le récit est un hymne à la diversité culturelle de la ville et, plus encore, à la dynamique positive créée par l'arrivée récente d'immigrés, véritables citoyens du monde qui ne connaissent pas les inquiétudes des francophones de souche et qui enrichissent la société par l'apport culturel qu'ils lui offrent. En fait, et bien que la Tour CN exprime sa sympathie pour les Franco-Ontariens de souche en raison des problèmes auxquels ils sont confrontés, une critique cinglante ne leur est pas épargnée. Selon la Tour CN, les Franco-Ontariens ne savent pas dépasser le conflit culturel et linguistique. Reprenant un terme du Torontois Marshall McLuhan, la Tour CN est fière que sa ville soit un « *Village global* » (Bouraoui 2000 : 156), le centre de tous les décentrements et de toutes les migrations : « Moi, je suis la médiatrice des langues dans un monde traqué par la défiance » (Bouraoui 2000 : 85). Construite sur un socle solidement « enraciné » (Bouraoui 2000 : 16), la Tour CN devient le centre dans lequel se rejoignent les rhizomes. Faisant référence au « pow wow » algonquin, à la fois « cérémonie », « rassemblement » et « célébration » (Bouraoui 2000 : 316), afin de rappeler que les Premières Nations au Canada ne sont ni anglaises ni françaises, la Tour CN qualifie la diversité torontoise d'« Esprit-Original », terme dérivé du mot « original », animal bien connu de

L'Ontario dont les différentes couleurs du pelage servent d'emblèmes au multiculturalisme de la province (Bouraoui 1995 : 87) : « C'était à la fin des années soixante. Injection de toutes sortes d'esprits-originaux dans le terreau des fondations ambiguës. D'où ce flux de globules multicolores faisant des vagues aux aéroports et aux bords du Lac », mélange ouvert à une « imagination débridée qui fait voler la ville en myriades de luminosités et de splendeurs » (Bouraoui 2000 : 60-61).

L'identité collective se forme diversement selon le contexte culturel et linguistique et selon des « constructions institutionnelles asymétriques » (Kremnitz 2004 : 186) usuellement déterminées par la mise en place de « démarcations » (Kremnitz 2004 : 88). C'est certainement le cas au Canada français, où chaque province, plus ou moins proche du Québec, plus ou moins forte d'une immigration récente, plus ou moins engagée dans la promotion du français, réserve un sort unique à sa population francophone. Dans l'Ontario français, la notion d'identité collective demeure une véritable gageure dans la mesure où elle se crée à la périphérie de plusieurs centres, eux-mêmes souvent décentrés.

La langue, la culture, l'individu : une esthétique de l'écorché

La critique a développé un discours particulièrement riche sur le thème du centre et de la périphérie dans la littérature franco-ontarienne. Parmi les concepts élaborés se comptent la norditude qui désigne le discours identitaire dans le nord ; l'accommodement en référence à l'adaptation linguistique et sociale dont les Franco-Ontariens doivent faire preuve (Paré 2003 : 12) ; l'expérience diasporale et ses allusions à la marginalisation et à l'absence de territoire (Paré 2003 : 68) ; le clignotement qui évoque l'apparition de la littérature franco-ontarienne mais aussi son effacement dans la marginalisation (Paré 1994 : 20) ; l'exiguïté ou absence d'espace qui pousse les Franco-Ontariens à s'ouvrir au monde (Paré 1997 : 42) ; mais aussi la « souchitude » des Franco-Ontariens d'origine repliés sur leur sort, par opposition à l'« originalité » du multiculturalisme (Bouraoui 1995 : 87).

Certains concepts ou métaphores évoquant les périphéries et les exclusions dont les écrivains franco-ontariens rendent compte, témoignent de la métaphorisation de l'espace et de la langue dans et sur le corps de personnages, dont la blessure sociale se transforme en blessure physique. De fait, la critique emploie régulièrement un vocabulaire qui appartient au registre médical : « aliénation » (Lasserre 1996 : 69), « écartèlement » (Killeen 1997 : 81), « défiguration » (Yergeau 1997 : 15), « fracture » (Paré 2002 : 430), « angoisse »

(Paré 2003 : 19), « dislocation » (Paré 2003 : 74), « malaise » (Paré 2003 : 174) ou encore « sclérose » (Lasserre 2006 : 23). Or, on pourrait sans doute ajouter à cette liste le terme d'« écorché » dont les différentes acceptions associent justement la blessure physique, la question linguistique et la dimension esthétique. Le verbe « écorcher » signifie blesser, mais aussi parler ou prononcer mal. Le substantif « écorché » désigne une statue ou un dessin représentant un corps dépouillé de sa peau pour l'étude anatomique ou artistique. Un tel agrégat de significations semble donc approprié pour discuter de la problématique franco-ontarienne.

Effectivement, les blessures physiques ou affectives qui façonnent la vie de divers personnages, trahissent leur marginalisation linguistique et socio-culturelle. L'image de l'écorché renvoie, dans ce cas et au sens large, à la déchirure émotionnelle inscrite à même le corps de personnages représentatifs de la situation minoritaire des Franco-Ontariens. Discutant avec un ami de littérature et de culture, le poète des *Poèmes anglais* parle de « nos stigmates » : « On essaie d'oublier / que demain sera / encore / hier » (Desbiens 1988 : 54). Nombreux sont ceux qui pourraient se reconnaître dans Clara, l'héroïne de *Nickel*, qui, à la mort de son mari dans un accident de la mine, se remémore les années passées à ses côtés et l'incommunication grandissante conjuguée à l'aliénation sociale. Devant la dépouille de son mari, elle s'exclame : « Ça fait juste 5 ans que je me cogne à ton silence, que je me blesse, m'écorche » (Dalpé et Haentjens 1984 : 16), le mort devenant ainsi le symbole de tout ce qui ne va pas en milieu minoritaire. Dans *l'espace qui reste*, le poète, dans la dérive du chômage, des bars et de l'alcool, pris d'un « cancer / de la parole » (Desbiens 1979 : 8), rêve d'un avenir meilleur, mais fait surtout l'expérience de cauchemars, par exemple celui d'un accident de la route, dans lequel son corps et celui de son amie sont déchiquetés : « des morceaux de moi / des morceaux de toi / répandus à travers / l'espace carcasse » (Desbiens 1979 : 33). L'espace carcasse de la voiture n'est pas sans rappeler « l'espace qui reste » aux Franco-Ontariens, à savoir fort peu, chez des individus sans langue ni territoire ou statut social pleinement reconnu. Dans *Le dernier des Franco-Ontariens*, cette situation est résumée comme étant « la déchirure des franco-ontariens : entre la table de billard et la poésie » (Albert 1992 : 91). Mais c'est sans doute *French Town* qui thématise le plus ouvertement le motif de l'écorché. Ce drame familial rempli de violence qui dénonce les conditions de vie dans les petites villes du nord de l'Ontario, comporte dans son dénouement un « chemin de croix » symbolique (Ouellette 1994 : 65) accompli par les acteurs, dont chaque station résume les difficultés de la famille depuis la génération des grands-parents jusqu'au présent, depuis un

meurtre commis longtemps avant la naissance des enfants et les violences perpétrées par le père sur ses deux fils et sa fille, jusqu'à la propre violence des enfants, celle de Cindy qui, contrairement à ses frères Pierre-Paul et Martin, n'a jamais quitté la ville natale et a, en fait, pris modèle sur son père, et celle de Pierre-Paul qui, battu au sang par son père lorsqu'il était petit, frappe sa mère avant de quitter la famille. Des années plus tard, miné par une dépression profonde, il perd son emploi et retourne dans la maison familiale, se fâche contre Cindy et Martin et finit par se suicider en se tirant une balle dans la tête. Le drame familial se déroule sur fond de conflits sociaux, l'administration des usines s'opposant violemment au syndicat jusqu'à incendier la ville pour briser la communauté ouvrière francophone. Les souvenirs du feu sont intimement associés au meurtre, aux excès du père et au suicide de Pierre-Paul (il utilise une arme à feu).

Malgré le renouvellement préconisé dans la question minoritaire, en particulier francophone, *Ainsi parle la Tour CN* fait également appel à l'image de l'écorché, mais d'un nouveau point de vue : l'écorché est quiconque vit sur les marges de la société dans la pauvreté et l'exclusion sociale. L'expérience minoritaire n'est plus la seule expérience de la communauté francophone, mais celle de plusieurs groupes, par exemple la population autochtone (les Premières Nations) et les immigrés récents. La Tour CN devient porte-parole de celles et ceux qui n'ont pas de voix ; elle rassemble des histoires de vie et n'hésite pas à ajouter des commentaires critiques sur la société anglophone dominante. Dans ce témoignage, Pete Deloon, le Mohawk mis à pied par qui le récit commence, porte sur son visage une « balafre d'humiliation » (Bourouï 2000 : 12) symbolisant l'histoire des Amérindiens. La traduction de son nom français suggère la marginalité dont il souffre dans le grand centre financier et économique de Toronto. Sur les terres Mohawk, il s'appelait Pierre de la Lune. Une fois accommodé à l'anglais, son nom cesse d'évoquer la nature : « loony » signifie « timbré, cinglé » et, en anglais canadien, désigne aussi une pièce d'un dollar, c'est-à-dire très peu d'argent. Pete est le fou exclu du centre. De même, Symphorien, francophone déséquilibré, est un fou de la langue. Pour le protéger, sa mère, confie la Tour CN, « s'arme de tous ses Grands Robert et tous ses Petits Larousse et se met à disséquer [la langue] » (Bourouï 2000 : 294). Il est vrai que la Tour CN, relais de radio et télévision, conforte la prédominance du monde anglophone. « Tour anglo-saxonne » (Bourouï 2000 : 155) qui se montre particulièrement sensible aux problèmes des Amérindiens, dont elle admire la culture, elle choisit pourtant le français, en dépit des critiques qu'elle émet, car elle « éprouve un faible de plus en plus

grandissant » pour cette langue (Bouraoui 2000 : 311) : « Et surtout que vont devenir les Ontariens de langue française ? » (Bouraoui 2000 : 315).

La déchirure dans l'expérience franco-ontarienne renvoie également au thème de la langue écorchée. Certains auteurs n'hésitent pas à déclarer qu'ils écorchent la langue française, non seulement car ils utilisent un français régional, mais aussi parce que leur français est souvent anglicisé. « j'ai trébuché sur les mots / la grammaire, l'orthographe, la syntaxe » (Albert 1992 : 83), se plaint « le dernier des franco-ontariens ». Le poète dans *l'espace qui reste* constate :

je suis le coup de poing
d'interrogation.
cette femme près de moi
est lacérée de virgules.

je lèche ses plaies.
elle lèche les miennes. (Desbiens 1979 : 74)

Certains auteurs reproduisent cette langue écorchée. Par exemple, le contremaître de la mine dans *Nickel*, intermédiaire entre les employés francophones et les patrons anglophones, emploie un franglais prononcé :

Tu sais Jean-Marie. I'm one of the first fucking frenchies to get to be a shift boss. Je vous protège tabarnac when you guys fuck things up. Je pousse pour faire rentrer d'autres Canadiens français.... Je n'aime pas toujours ce que j'ai à faire. Mon père, c'était un gars qui était pour les unions².... Au souper, le soir quand un de ses « chums » venait prendre une petite « shot », il sortait ses histoires. (Dalpé et Haentjes 1984 : 35).

Dans *French Town*, le français écorché est celui de la fille restée dans la communauté d'origine, alors que ses deux frères, ayant bénéficié d'une solide éducation à la ville, parlent un français impeccable. Cindy, elle, s'exprime de la façon suivante : « Stie de câlce de tabarnak de marde ! A l'oblige de me sortir du pick-up. Moé, je chiale, je crie, je m'accroche après la poignée de la porte » (Ouellette 1994 : 30).

² « Syndicat » en français.

Toutefois, cette langue écorchée est aussi esthétisée, de la même manière que l'écorché, dans les arts plastiques tout autant qu'en médecine dans la représentation anatomique du corps, est une réalisation esthétique.³ Dans *Lavalléeville*, la dernière scène montre Albert, employé estropié et souffre-douleur d'Adolphe, souvent battu et durement traité, s'avançant vers les spectateurs avec un immense soleil qu'il a lui-même sculpté pour exhiber son espoir dans l'avenir de la communauté. Dans *La fissure de la fiction*, le poète, sans argent et alcoolique, mais voulant faire carrière et « écrire à / Montréal » (Desbiens 1981 : 44), prend la décision d'abandonner la poésie pour le roman, deux genres qu'une « fissure » béante sépare. Cette fissure qui « grandit » (Desbiens 1981 : 40) entre l'Ontario et la poésie d'une part, et le Québec et le roman d'autre part, rappelle les conflits linguistiques et diverses marginalités, mais fait aussi de la langue écorchée un écorché esthétique. En effet, le corps de la fiction et le corps du poète ne font qu'un, à en juger par l'anecdote dans laquelle le poète « accroche le concierge avec son / sac à dos plein de livres » (Desbiens 1981 : 13). Heurté avec violence, le concierge tombe à travers le plancher. À partir de ce moment, le poète remarque une « petite fissure dans le plancher » taché de sang (Desbiens 1981 : 14) qui s'agrandit à mesure que le projet de roman se précise. Certes, « la fissure de la fiction / lui pousse comme un bobo / sur le corps » (Desbiens 1981 : 41), mais le corps de l'écrivain et le corps du texte deviennent le lieu de l'expérience créatrice et de l'esthétique surréaliste. Ce corps humain qui se confond avec le corps du texte n'a plus trait à la langue écorchée, mais expose un écorché quasiment anatomique de la création surréaliste : l'imagination et diverses associations sont alors portées à leur comble. Par exemple, en écrivant des poèmes, l'auteur s'aperçoit qu'il porte « une salopette vert malade criblée / de petits trous qui pulsent / poétiquement » (Desbiens 1981 : 30). Outre la suggestion de la maladie contagieuse, cette image est aussi celle du clown qui invente un espace magique lors de sa prestation. Cette tentative de roman n'aura aucune suite et le personnage reprendra le bus vers Sudbury, mais dans « la fissure de la fiction », il discerne une indéniable réussite : « Un petit œil lui pousse dans la paume de la main » (Desbiens 1981 : 41), le symbole de l'œil dans la paume de la main étant, dans différentes traditions, un symbole de puissance qui protège l'individu du mauvais œil. Tout bien considéré, l'écorché est spectaculaire ; le corps symbolique qui exhibe la question culturelle devient objet esthétique. Or, la littérature minoritaire est souvent une littérature « spectaculaire », comme on peut en juger par la prépondérance du théâtre dans

³ Pour s'en convaincre, il suffit d'observer la pose des modèles.

l'Ontario français, car cette littérature est à la recherche d'un « espace public » (Paré 2003 : 172). Le corps est dès lors anatomie d'une culture.

En fin de compte, ces périphéries écorchées permettent « de relier la problématique identitaire à l'enjeu esthétique » (Ouellet 1996 : 8). Et quoi de plus évocateur que la blessure sur la surface du corps ? Comme l'écrit Paul Valéry, « ce qu'il y a de plus profond chez l'homme, c'est la peau » (cité dans Pailler 2006 : 168). Il est ainsi souvent tentant de voir dans l'être « lucide » un « écorché » (Cioran 1970 : 43). La littérature franco-ontarienne, depuis le début et dans ses multiples ramifications, ne manque pas d'ouvrages qui explorent cette figure.

Ouvrages cités

- Albert, Pierre, 1992. *Le dernier des Franco-Ontariens*. Sudbury : Prise de parole.
- Bhabha, Homi K, 2007. *Les lieux de la culture*. Une théorie postcoloniale. Trad. Françoise Bouillot. Paris : Payot.
- Bourauoi, Hédi, 1995. *La francophonie à l'estomac*. Paris : Editions nouvelles du Sud.
- Bourauoi, Hédi, 2000. *Ainsi parle la Tour CN*. Gazelle, Tunisie : Or du temps.
- Cioran, E.M, 1970. « Encounter with the Past », trad. Frederick Brown, in : *The Hudson Review*, 23-1/1970, 37-48.
- City of Toronto. <http://www.toronto.ca> [17.11.2008].
- Dalpé, Jean Marc et Brigitte Haentjens, 1984. *1932, la ville du nickel, une histoire d'amour sur fond de mine*. Sudbury : Prise de parole, 1984.
- Desbiens, Patrice, 1979. *L'espace qui reste*. Sudbury : Prise de parole.
- Desbiens, Patrice, 1981. *L'homme invisible / The Invisible Man*. Sudbury : Prise de parole.
- Desbiens, Patrice, 1988. *Poèmes anglais*. Sudbury : Prise de parole.
- Desbiens, Patrice, 1997. *La fissure de la fiction*. Ottawa : Prise de parole.
- Glissant, Edouard, 1996. *Introduction à une poétique du divers*. Paris : Gallimard.
- Juteau, Danielle, 1994. « Multiples francophonie minoritaires : multiples citoyennetés », in : *Sociologie et sociétés*, 26-13/1994, 33-45.
- Killeen, Marie-Chantal, 1997. « La problématique du bilinguisme, Franco-Ontarian Style : *L'homme invisible / The Invisible Man* de Patrice Desbiens », in : *Tangence*, 56/1997, 80-90.
- Kremnitz, Georg, 2004. *Mehrsprachigkeit in der Literatur*. Wie Autoren ihre Sprachen wählen. Vienne : Praesens.

- Lasserre, Elizabeth, 1996. « Un poète au seuil de l'écriture : l'exiguïté selon Patrice Desbiens », in : Hotte, Lucie / Ouellet, François, (Dir.), 1996. *La littérature franco-ontarienne*. Actes du colloque tenu à l'Université McGill le 17 mai 1996. Ottawa : Le Nordir, 27-42.
- Lasserre, Elizabeth, 2006. « La littérature franco-ontarienne : ruptures et continuité », in : Reguigni, Ali / Bouraoui, Hédi, (Dir.), 2006. *Perspectives sur la littérature franco-ontarienne*. Sudbury : Prise de parole, 19-38.
- New, W.H, 2003. *A History of Canadian Literature*. 2^{ème} édition. Montréal / Kingston : McGill-Queens UP.
- Ouellet, François, 1996. « Avant-Propos », in : Hotte, Lucie / Ouellet, François, (Dir.), 1996. *La littérature franco-ontarienne*. Actes du colloque tenu à l'Université McGill le 17 mai 1996. Ottawa : Le Nordir. 7-9.
- Ouellette, Michel, 1994. *French Town*. Ottawa : Le Nordir.
- Ouellette, Michel, 1997. *L'homme effacé*. Ottawa : Le Nordir.
- Paiement, André, 1975. *Lavalléeville*. Comédie musicale franco-ontarienne. Sudbury : Prise de parole.
- Pailler, Jean-Jacques, 2006. « De quelques représentations culturelles de la peau », in : *Revue française de psychosomatique*, 29-1/2006, 159-69.
- Paré, François, 1992. *Les littératures de l'exiguïté*. Ottawa : Le Nordir.
- Paré, François, 1994. *Théories de la fragilité*. Ottawa : Le Nordir.
- Paré, François, 2001. « A Luxuriant Drift : Canada's Francophone Cultures », in : Lintvelt, Jaap / Paré, François, (Dir.), 2001. *Frontières flottantes / Shifting Boundaries*. Lieu et espace dans les cultures francophones du Canada / Place and Space in the Francophone Cultures of Canada. Amsterdam : Rodopi. 17-29.
- Paré, François, 2002. « Déshérence et mémoire dans l'œuvre de Daniel Poliquin », in : *Voix et images*, 27-3/2002, 421-34.
- Paré, François, 2003. *La distance habitée*. Ottawa : Le Nordir.
- Statistique Canada. <http://www.statcan.ca> [17.11.2008].
- Yergeau, Robert, 1997. « Postures scripturaires, impostures identitaires » in : *Tangence*, 56/1997, 9-25.

Centre et périphérie en sémantique lexicale

Georges KLEIBER, Strasbourg

Introduction

Bien qu'elles n'aient pas leurs « entrées » officielles dans les dictionnaires de linguistique et manuels de sémantique lexicale ou de lexicologie, les dénominations de *centre* et de *périphérie* sont loin d'être absentes des approches, conceptions, théories ou encore simples descriptions et analyses du sens langagier. Elles y apparaissent de deux manières :

-i- en emploi « mondain », non technique, avec un sens, dit *figuré* par les lexicographes, dans lequel *centre* et *central* renvoient à une « chose principale, fondamentale » (*Petit Robert*) et *périphérie* et *périphérique* à une « chose éloignée du centre » (*Petit Robert*), donc moins importante, car accessoire ou secondaire ou encore marginale ;

-ii- en emploi métalinguistique, donc comme termes « techniques » de spécialiste, où elles servent à dénommer des dimensions et caractérisations précises dans le domaine de la représentation et structuration du lexique et du sens lexical.

À première vue, la première manifestation semble ne pas concerner notre sujet, qui est « centré » sur le rôle que joue l'opposition *centre / périphérie* au sein de la sémantique. Elle y entre néanmoins de plein pied pour deux raisons. La première est qu'elle est à la base de la seconde manifestation. Les emplois -i- et -ii- sont en effet étroitement liés l'un à l'autre et l'opposition 'important' / 'marginal' de l'emploi mondain « figuré » subsiste dans l'emploi plus technique, celui-ci ne se démarquant du premier que par une explicitation de ce qui est à l'origine de la qualification 'important' ou 'marginal'. La seconde raison est que l'emploi mondain « figuré » permet d'illustrer une des dimensions essentielles du langage de tous les jours, le recours à une conceptualisation métaphorique plus ou moins systématique ou régulière pour appréhender un domaine avec les dimensions d'un autre. En l'occurrence, c'est la saisie de secteurs non spatiaux par la dimension spatiale qui se trouve au cœur des emplois figurés de l'opposition *centre – périphérie*.

Nous commencerons en conséquence notre pérégrination par une « mise en jambes » préliminaire sur l'emploi métaphorique des termes *centre / périphérie* pour les entités non spatiales. Nous distinguerons ensuite, dans les

trois parties suivantes consacrées plus spécifiquement aux domaines de la sémantique et du lexique, les différents niveaux d'application de la distinction *centre / périphérie* et étudierons ainsi les différents « objets » sémantiques pour lesquels elle s'avère pertinente. Nous analyserons successivement, leur rôle :

- a- dans la structuration du lexique (champs lexicaux ou conceptuels) et celle des relations lexicales (polysémie et synonymie)
- b- dans la conception des catégories lexicales
- c- dans la représentation du sens lexical.

Chemin faisant, on le verra, c'est la problématique tout entière de la nature et de la représentation du sens lexical qui se trouvera placée au ... « centre » même du débat.

1. Centre et périphérie : des métaphores du « quotidien »

Les termes de *centre* et de *périphérie* désignent normalement des « lieux » d'un espace bi- ou tridimensionnel (plus ou moins) circulaire/ sphérique et permettent ainsi de localiser des entités spatiales comme figurant aux endroits qu'ils dénomment dans cet espace. Mais ils s'appliquent aussi, comme le notent tous les dictionnaires en parlant de sens figuré, à des entités non spatiales pour marquer que les entités qualifiées de centrales ou de périphériques sont importantes, capitales, essentielles ou d'importance secondaire ou accessoire. Ils s'intègrent ainsi dans les métaphores que Lakoff et Johnson (1980) appellent *métaphores d'orientation*, « qui donnent aux concepts une orientation spatiale » (Lakoff et Johnson 1980 : 24). En l'occurrence, l'orientation métaphorique qu'ils impliquent place les choses essentielles, importantes au centre et les choses moins importantes, annexes, etc., en périphérie. D'où la métaphore d'orientation :

Les choses importantes sont au centre, les choses moins importantes
sont à la périphérie

On notera cependant une asymétrie entre les deux versants d'une telle métaphore d'orientation. Seul le versant « centre » est réellement actif, comme les montrent des expressions telles que :

Au centre du débat, l'idée centrale, l'idée centre
Dans toutes les affaires, il y a un centre, un point principal (Voltaire)

On soulignera que l'on trouve à la place de *centre* également des expressions telles que *cœur* et, à un degré bien moindre, *noyau*, qui, parce qu'elles impliquent une dimension métaphorique «organique» supplémentaire, ont une distribution beaucoup plus contrainte :

Le cœur du problème
Le noyau de la phrase

Le versant «périphérie» ne connaît guère semblable fortune : il est en effet moins naturel de parler d'*idées périphériques* pour caractériser des idées qui ne sont pas importantes. *Périphérie* et *périphérique* semblent encore trop marqués géométriquement pour désigner dans le langage de tous les jours quelque chose qui est secondaire, accessoire. C'est plutôt *marge* et *marginal* qui, dans une telle métaphore d'orientation¹, prennent le relais pour s'opposer à *centre* / *central* :

Une idée marginale / aux marges de la théorie

On verra ci-dessous qu'un tel verrou tombe dès qu'on passe aux domaines du sens.

L'orientation métaphorique *centre* – *périphérie* n'est, bien entendu, pas arbitraire, puisqu'elle découle à l'évidence de la correspondance entre la position spatiale du locuteur (qui s'expérimente comme étant au centre de son environnement spatial) et l'importance que revêt pour lui une telle position : lui-même ainsi que les choses toutes proches sont évidemment plus saillantes que les choses qui sont à l'horizon de son champ circulaire de vision. Plus une chose est éloignée du locuteur moins il a de prise (de quelque ordre que ce soit) sur elle, et moins importante elle paraît. La distance joue ainsi un rôle primordial en ce que plus une chose est loin de nous et moins elle nous apparaît importante. On comprend aussi les raisons de l'asymétrie relevée : le centre est toujours saillant, il n'en va évidemment pas ainsi du lointain, c'est-à-dire de la périphérie, beaucoup plus flou et imprécis.

Notre asymétrique métaphore d'orientation *centre* / *périphérie* ne peut toutefois se développer sur le plan non spatial que si les entités sans dimension spatiale auxquelles elle s'applique sont elles-mêmes comprises, métaphoriquement, comme étant des espaces bi-ou tridimensionnels bornés plus ou

¹ Ce qui prouve que ce type de métaphores n'est pas aussi systématique que le pensent Lakoff et Johnson.

moins circulaires ou sphériques, c'est-à-dire légitimant, même d'une manière relâchée, la notion de *centre* et celle de *périphérie* (en opposition par exemple à l'idée de *milieu* qui peut s'accorder à une spatialité qui n'est qu'unidimensionnelle). Si l'on parle d'*idée centrale*, on ne peut en rester à la seule interprétation de valeur. L'idée de localisation subsiste, dans la mesure où il faut que ce soit une idée importante ou première ou essentielle d'une entité plus grande qui contient cette idée et qui, par l'emploi de *central*, se trouve assimilé à un champ circulaire ou à une sphère. Il y a donc intervention de deux opérations métaphoriques qui font partie des métaphores que Lakoff et Johnson nomment cette fois-ci *ontologiques*. Ces métaphores nous permettent « d'identifier nos expériences comme des entités ou des substances » (Lakoff et Johnson 1980 : 35).

La première métaphore ontologique que suppose l'orientation métaphorique de *centre – périphérie* est celle de la conceptualisation de l'entité à laquelle on attribue un centre et une périphérie comme un espace (bi-dimensionnel ou multi-dimensionnel), qui peut se formuler pour *débat*, par exemple, comme suit :

Un débat est un espace

Comme les notions de *centre* et de *périphérie* impliquent des bornes à cet espace, intervient une deuxième métaphore ontologique, celle du *contenant* (Lakoff et Johnson 1980 : 38). Tout espace physique limité est, en effet, un contenant : « une clairière dans un bois est décrite comme ayant une surface dotée d'une limite et nous nous percevons nous-mêmes comme étant *dans* la clairière *ou hors de* la clairière, *dans* le bois *ou hors* du bois » (Lakoff et Johnson 1980 : 39). Notre débat-espace métaphorique devient par là-même un espace-contenant :

Un débat est un espace contenant

qui permet ainsi de localiser les entités qu'il contient ou englobe soit au centre soit à la périphérie.

La frontière circulaire n'est pas déterminante (on peut parler de *centre* et de *périphérie* pour un champ carré ou pour un cube), ce qui se révèle décisif, c'est que l'espace-contenant métaphorique en question permette d'envisager à partir de son pourtour un point de convergence ou de rayonnement, c'est-à-dire un point qui puisse être conçu comme le centre de cet espace. Il faut que les entités que contient cet espace ne soient pas considérées comme alignées,

mais comme entourant ou « environnant » le point donné comme centre. Cette exigence d'espace bi- ou tridimensionnel contenant explique pourquoi toute entité non spatiale ne peut *a priori* accéder à une telle métaphorisation spatiale et donc ne peut donner lieu non plus à une métaphore d'orientation du type *centre / périphérie* : on ne saurait parler aussi aisément du *centre d'une idée*, du *centre de ma surprise*, par exemple, comme l'on parle du *centre d'une thèse* ou *d'une discussion*. Il serait intéressant d'analyser de plus près quelles sont les entités non spatiales qui peuvent être de bons candidats à la double métaphorisation opérée, celle ontologique, d'espace-contenant et celle orientative, de centre / périphérie, et quelles sont celles qui se montrent récalcitrantes à un tel traitement. Mais cela nous éloignerait de notre propos qui est de voir où et comment l'opposition *centre / périphérie* trouve à s'appliquer dans le domaine « abstrait » que constitue le sens lexical.

2. Centre et périphérie dans la structuration du lexique

2.1. Champs onomasiologiques : champs conceptuels, sémantiques ou lexicaux

La distinction *centre / périphérie* ne saurait s'appliquer au lexique tout entier, parce que celui-ci, comme l'ont souligné les linguistes structuralistes, ne forme pas un ensemble structuré, comme la phonétique, par exemple, et l'on ne saurait donc voir dans tels ou tels lexèmes le centre ou le cœur ou encore le noyau du lexique et dans d'autres sa périphérie ou sa marge. D'un autre côté, on a également souligné qu'il n'était pas pour autant un « tas de mots » (Mounin 1972 : 49) ou encore un « sac à mots » (Harris) ou un simple « empilement de mots » (Whorf)². L'idée est que les mots ne sont pas des unités isolées, mais qu'ils entretiennent des relations entre eux qui font qu'il y a bien des structures lexicales qu'il s'agit de mettre au jour. La situation est donc apparemment contradictoire : les mots d'un lexique sont et ne sont pas structurés entre-eux. Ce paradoxe se trouve toutefois levé si l'on fait l'hypothèse que, même si le lexique n'est lui-même pas structuré dans son ensemble, il comporte néanmoins des sous-ensembles de mots qui, eux, sont structurés. Ces sous-ensembles sont appelés *champs*, soit *champs conceptuels* (Trier 1931 et Duchacek 1960), soit *champ lexical* (Coseriu 1968 et Geckeler 1971) ou encore *champ sémantique* (Lyons 1963, Mounin 1965 a et b et Apresjan 1966).

² C'est Mounin (1972 : 50) qui rapporte les expressions de Harris et de Whorf.

L'appellation métaphorique de *champ* est révélatrice : ces sous-ensembles de mots sont conçus comme étant des espaces bi-dimensionnels dans lesquels se positionnent les différents termes retenus comme membres du champ. La frontière du champ est donnée par le dénominateur commun qui est à la base du rassemblement et qui s'avère être en dernier ressort, quelles que soient les variations observées d'une approche à l'autre (Kleiber 1978), un signifié ou un concept commun, comme l'entendement chez Trier (1931), la beauté chez Duchacek (1960), l'audible chez Dupuy-Engelhardt (1990), les animaux domestiques et l'habitation chez Mounin (1965 a et b), le souvenir chez Baldinger (1966), etc. Le partage d'un même « lieu » sémantique, c'est-à-dire la localisation dans un même « champ », a donc pour origine la projection de la parenté sémantique constituée par la possession d'un même concept ou signifié sur le domaine spatial : l'identité ou parenté conceptuelle ou sémantique se trouve représentée, métaphoriquement sur le plan spatial, par la notion de lieu ou de champ identique. Et si l'on opte pour l'image du champ, c'est-à-dire pour une surface ou étendue et non seulement un « point », c'est parce que les unités rassemblées ne sont évidemment pas totalement identiques d'un point de vue sémantique. Autrement dit, même si elles renvoient toutes au même concept ou présentent le même trait sémantique à l'origine du rassemblement opéré, elles ne sont pas totalement synonymes pour autant, mais font émerger des différences, et des oppositions qui structurent le champ et qui sont à l'origine de leur localisation « spatiale » dans le champ.

C'est là que peut³ alors intervenir l'opposition *centre / périphérie*. Les unités qui répondent le plus étroitement au concept rassembleur, les plus communes en quelque sorte – ce sont généralement celles qui servent à nommer le concept et donc le champ⁴ – seront placées au centre de ce champ. Celles qui présentent des dimensions sémantiques supplémentaires seront, d'une part, selon les différences plus ou moins grandes avec les termes du centre et, d'autre part, selon le type de trait sémantique additionnel présenté, placé autour des unités centrales à une distance plus ou moins grande, les plus éloignées sémantiquement se plaçant à la périphérie du champ, c'est-à-dire à la frontière, qui, si on la franchit, mène à d'autres champs. On ne citera ici que la définition des champs conceptuels de Duchacek (1967 : 34) qui fait explicitement intervenir l'opposition *noyau /*

³ Toutes les conceptions en termes de *champ* ne recourent pas à l'opposition *centre / périphérie*.

⁴ Ceci est inévitable : concept et sens, comme on sait, ne peuvent s'exprimer qu'en mots. C'est une des difficultés, mais en même temps aussi un des attraits, de la sémantique.

périphérie et qui par la notion d'*aire* rend compte du rayonnement dimensionnel autour du noyau ou centre du champ:

Les champs conceptuels sont des ensembles lexicaux structurés à valeur sémantique unitaire comportant tous les mots qui impliquent un certain concept (par exemple 'arbre' ou 'courage'), peu importe si ce concept est la dominante sémantique ou seulement un des éléments notionnels complémentaires. Ils contiennent donc un noyau formé par le terme (les termes) le(s) plus communément employé(s) pour exprimer le concept en question, et, généralement plusieurs aires, dont quelques unes peuvent être situées dans la proximité du noyau, d'autres, à la périphérie du champ. Il est également possible qu'une aire soit contiguë au noyau par quelques-uns de ses membres et qu'elle s'étende jusqu'aux limites du champ par d'autres.

On voit ainsi qu'à l'intérieur du champ la différence sémantique donne lieu à deux types de représentations :

- la distance, c'est-à-dire l'éloignement par rapport au centre, reflète la grandeur de la différence sémantique : plus la différence est grande et plus l'unité lexicale est éloignée du centre et est tournée vers la périphérie ; moins elle est grande et plus elle sera proche des unités du centre.

- le placement autour du centre sur des « rayons » ou des aires différentes traduit des traits ou dimensions sémantiques différentes entre les unités non centrales et qui ne sont pas possédées par les unités du centre.

Au centre du champ de la beauté, Duchacek place ainsi avant tout *beau*, *beauté*, *joli*, à la périphérie on trouvera, entre autres, *élégance*, *distingué*, *choisi*, *bien proportionné*, *minois*, etc. Les aires ou dimensions qui rayonnent à partir du centre permettent d'ordonner les différents lexèmes non centraux en différents sous-champs qui rassemblent par exemple *pittoresque* avec *à peindre* ou *girond* avec *svelte*, *léger*, *bien*, etc.

Cet exemple du champ de la beauté suffit à montrer les difficultés d'une telle entreprise : d'une part, le choix du dénominateur commun comporte bien des risques et ne se trouve bien souvent justifié qu'*a posteriori*, d'autre part, la répartition en termes de distance et de zones qualitatives « environnant » le centre du champ n'accède pas aisément à la pertinence, parce qu'une représentation uniquement bi-dimensionnelle n'est pas toujours adaptée à la complexité organisationnelle du domaine lexical abordé. Ce qui reste par contre plus stable, c'est la double idée, d'une part, que, dans les champs ainsi constitués, il y a des termes plus importants ou centraux et d'autres, moins

essentiels ou marginaux, et, d'autre part, que les termes non centraux, s'opposent multidimensionnellement, c'est-à-dire par des dimensions sémantiques différentes. Cette double idée, parce qu'elle légitime à la fois le recours à la distance qu'entraîne la différence *centre / périphérie* et la représentation radiale, circulaire destinée à rendre compte de la multidimensionnalité des termes non centraux, montre la robustesse et la justesse intuitives de la métaphore ainsi exprimée.

2.2. Champs sémasiologiques : espaces synonymiques et foyers de polysémie

Retrouve-t-on semblable opposition dans les descriptions sémasiologiques, qui, à l'inverse de l'orientation onomasiologique sur laquelle s'établissent les champs sémantiques, partent du signifiant pour aller au ou aux concepts ou signifiés ? Peut-on encore parler de centre et de périphérie lorsqu'on appréhende les phénomènes homonymiques et polysémiques ? *A priori*, cela ne devrait pas être impossible, pour les cas de polysémie, les cas d'homonymie, parce qu'ils impliquent une réelle disjonction, n'entrant par avance pas en ligne de compte. On peut en effet fort bien imaginer de représenter la structure d'un polysème comme comportant des sens centraux et des sens moins importants ou périphériques, mais cela suppose, d'une part, que l'on dispose d'un ou de critères pour décider de la centralité ou de la périphéricité de tel ou tel sens, et, d'autre part surtout, que l'on puisse concevoir que l'ensemble de ces sens représente un espace bi-dimensionnel ou multi-dimensionnel, c'est-à-dire qu'il puisse avoir un centre et une périphérie. Or, cette double exigence n'est pas aussi facile à satisfaire dans le cas des structurations polysémiques que dans le cas des structurations lexicales onomasiologiques. Même si le terme de *champ* n'est pas absent — Baldinger (1984 : 12) qualifie la polysémie de *champ sémasiologique* — on parle plus volontiers de chaîne linéaire avec un sens premier (étymologique ou relevant d'une autre « logique ») duquel dériveraient les autres ou encore de sèmes appelés *nucléaires*, présents dans toutes les acceptions d'un polysème, mais auxquels ne s'opposent pas des sèmes périphériques, mais des sèmes appelés *contextuels*, parce que « révélés par le contexte » (Picoche 1977 : 71). Et plutôt que d'utiliser un espace bi-ou multi-dimensionnel, on recourt plus volontiers à un arbre hiérarchique pour représenter la structure d'un polysème. Katz et Fodor (1966 et 1967) représentent ainsi la multiplicité sémantique de *canard* par un arbre dont le sommet est constitué par le lexème *canard* (nom) et qui comporte à un premier niveau les nœuds *non matériel* et *matériel*, puis sous *non matériel* les acceptions *fausse nouvelle* et *note fausse et criarde* et sous *matériel*

l'opposition *animé / non animé* qui conduit pour la première branche au sens *oiseau* et pour la seconde aux sens *journal, viande comestible de l'oiseau et morceau de sucre*.

Ce n'est que récemment que la polysémie, grâce aux recherches entreprises dans le Laboratoire CRISCO de l'Université de Caen, a fait l'objet de représentations spatiales permettant d'établir un espace sémantique sémasiologique ou « polysémique » dans lequel trouve à s'appliquer l'opposition *centre / périphérie*. C'est la constitution d'un *Dictionnaire Electronique des Synonymes* (Ploux et Victorri 1998), rassemblant et, surtout, symétrisant l'ensemble des liens synonymiques de sept dictionnaires (des dictionnaires de synonymes du 19^e et du 20^e et deux dictionnaires de langue, à savoir *Le Grand Larousse de la langue française* et *Le Grand Robert*), qui ouvre la voie à une telle représentation. Le recours à la synonymie n'a rien de surprenant, puisque la synonymie passe pour être un des meilleurs moyens pour émettre un verdict de polysémie ou de monosémie. Si un lexème testé pour des faits de polysémie donne effectivement lieu à des synonymes disjoints correspondant à la multiplicité de sens mise à l'épreuve, alors il y a de fortes chances qu'il s'agit effectivement d'un fait de polysémie⁵. Ce qui est nouveau dans le *Dictionnaire Electronique des Synonymes*, c'est que le logiciel VISUYIN⁶, sur lequel il s'appuie, « permet de visualiser l'espace sémantique associé à une unité lexicale en représentant par des points les cliques du graphe de synonyme obtenu à partir du DES. » (François, Victorri et Manguin 2005, 179)⁷. L'adjectif *curieux*, étudié par François, Victorri et Manguin (2005), conduit à une liste de 51 synonymes (d'*amateur* jusqu'à *voyeur* en passant par *fouineur, pittoresque*, etc.), qui, étant donné la prise en compte des relations de renvoi synonymique mutuel, donne lieu à trois groupes de synonymes correspondant aux trois sens généralement attribués à *curieux* : valeur d'*agent* (ex. *amateur*), de *disposition* (ex. *désireux de*) et de *stimulus* (ex. *amusant*). Le graphe de synonymes obtenu à partir du DES comporte, lui, 65 cliques, dont la projection bidimensionnelle fait apparaître un espace sémantique de trois branches qui correspondent aux trois « sens »

⁵ Le critère n'est pas suffisant, puisqu'il faut également que les sens ainsi mis en relief soient suffisamment robustes pour « survivre » à un détachement contextuel (Kleiber, à paraître).

⁶ Pour une présentation plus précise des algorithmes utilisés, se reporter à Ploux et Victorri (1998).

⁷ Une clique est formée par l'ensemble d'unités qui sont toutes synonymes entre elles deux à deux. Elle est un des éléments conceptuels centraux de cette investigation.

de *curieux* et sur lesquelles se répartissent les 65 cliques, faisant apparaître, avec des changements graduels de sens le long de ces trois branches, des valeurs centrales et des valeurs périphériques : « pour la valeur Stimulus, le sens passe progressivement à partir du centre d'*intéressant* à *amusant* et finalement *bizarre*. De même pour la valeur Agent, il passe toujours à partir du centre des valeurs mélioratives (*amateur*, *collectionneur*) aux valeurs péjoratives (*fouineur*, *fouinard*) » (François, Victorri et Manguin 2005 : 180). Le fait de représenter la « distance » et la multidimensionnalité sémantiques a ainsi pour corollaire celui de faire apparaître une opposition *centre – périphérie*. Dans l'ouvrage qu'il consacre à la cartographie de la polysémie verbale, François (2007 : 51) établit ainsi, pour l'analyse de la polysémie d'une unité verbale V, un « fléchage synonymique », qui consiste « à ranger les synonymes de V de manière à construire des chaînes de synonymes allant chacune d'un synonyme très *périphérique*⁸ dans l'espace sémantique de V à un synonyme *central* et sur cette base un arbre de spécification sémantique dont l'embranchement primaire est délivré par les synonymes *centraux* »⁹. Au final donc, une image ou représentation en termes de champ sémasiologique, qui ressemble fort à celle menée sur le terrain de l'onomasiologie, parce qu'elle recourt à la distance et à la multidimensionnalité et que le passage des unités centrales aux unités périphériques s'effectue de manière continue (par degrés donc) et non de manière discontinue. Il n'y a rien d'étonnant à cela, puisqu'il s'agit dans les deux orientations, de structurations et représentations *intersémémiques*¹⁰.

3. Catégories lexicales : instances centrales et instances périphériques

Dans les théories standard de la catégorisation et des catégories, qui reposent sur la possession de traits possédés par tous les membres de la catégorie, l'appartenance n'est pas un problème de gradation. Et du coup, toutes les occurrences qui vérifient les conditions nécessaires et suffisantes qui définissent une catégorie sont donnés comme équivalents, c'est-à-dire comme membres au même degré de cette catégorie. Cette homogénéité catégorielle, où tous les membres de la catégorie sont en quelque sorte équidistants,

⁸ C'est nous qui soulignons les occurrences de *périphérique* et *central*.

⁹ Pour le calcul, complexe, de la centralité ou périphéricité d'un synonyme, François (2007 : 52-53) recourt principalement à deux outils du DES, la *matrice de co-appartenance* et la *matrice de co-appartenance différentielle*.

¹⁰ Le *sémème* désigne en sémantique structurale une acception ou signification d'une unité lexicale.

explique l'absence de l'opposition *centre / périphérie* pour représenter les catégories et les membres qu'elle rassemble. Et si l'on considère des lexèmes comme *oiseau*, *pomme*, etc., comme des *names* ou des *dénominations* de catégories, alors les catégories *lexicales* ne répondent pas à une structuration graduelle en termes de *centre / périphérie*.

Une telle position peut apparaître trop rigide, étant donné qu'intuitivement un moineau apparaît sans conteste possible comme étant un meilleur membre ou exemplaire d'oiseau qu'un poussin, un pingouin ou encore une autruche, ainsi qu'en témoigne l'impression d'une différence de degrés de vérité entre les énoncés a), b) et c) (Lakoff 1972 et Kleiber et Riegel 1978) :

- a) Un moineau est un oiseau (vrai)
- b) Un poussin est un oiseau (b paraît moins vrai que a)
- c) Un pingouin est un oiseau (c paraît moins vrai que b)

La sémantique du prototype, à l'origine de laquelle se situent les travaux en psychologie de Rosch (1973) et qui a été amplement reprise et développée par les linguistes (Lakoff 1987)¹¹, remédie à ce défaut en proposant une nouvelle théorie de la catégorisation, qui remplace les attributs critères par la ressemblance avec les meilleurs exemplaires ou instances de la catégorie. Les catégories pourront ainsi présenter une structure prototypique¹² radiale qui comporte au centre des instances prototypiques (les prototypes) et, allant vers la périphérie de la catégorie, des instances non prototypiques dont la marginalité augmente avec l'éloignement par rapport aux instances prototypiques centrales. *Moineau* et *aigle*, pour reprendre la catégorie d'*oiseau* seront considérés comme des exemplaires centraux, alors que *pingouin* et *poussin* seront plutôt localisés, en tant qu'instances non prototypiques, à la périphérie de la catégorie¹³.

¹¹ Voir Kleiber (1990) pour une présentation des différentes versions de la sémantique du prototype.

¹² Toutes les conceptions ne donnent pas lieu à une représentation de type instances centrales / instances périphériques, étant donné que la théorie de la *ressemblance de famille* wittgensteinienne sur laquelle s'appuie la sémantique du prototype peut aussi se représenter, avec des conséquences importantes pour le traitement polysémique, en termes d'enchaînement linéaire de sous-catégories et non plus par un diagramme circulaire.

¹³ Ressemblant par bien des aspects à la sémantique du prototype, mais s'en différenciant par son statut explicitement *énonciatif* et non psychologique, la théorie de la *notion* de Culioli (1999 : 9-33) fait également intervenir pour le domaine notionnel (en quelque sorte pour une catégorie conceptuelle) un *centre organisateur* et une *frontière*, le centre

Qu'est-ce qui est à l'origine du jugement de prototypicalité et donc du placement de telle ou telle instance comme étant catégoriellement centrale ou périphérique ? La réponse à cette question mène directement à notre dernier domaine d'application de l'opposition *centre – périphérie*, celui de la structuration et représentation du sens lexical, que nous aborderons dans notre quatrième et dernière partie. Mais avant de passer à la dimension cette fois-ci *intrasémémique* du sens lexical, nous soulignerons que, quel que soit le contenu précis donné aux différents emplois faits de l'opposition *centre / périphérie*, il y a deux dénominateurs communs qui ressortent de ces emplois :

-i- premièrement, la distance entre les unités placées au centre et celles localisées à la périphérie marque le degré de parenté, c'est-à-dire la proximité ou l'éloignement sémantique des unités non centrales avec les unités centrales et traduit ainsi leur importance secondaire par rapport à la primauté accordée à celles qui occupent le centre ;

-ii- deuxièmement, la radialité ou circularité de la représentation représente la multidimensionnalité sémantique des unités localisées autour du centre.

4. Structuration et représentation du sens lexical

4. 1. Propriétés centrales et propriétés périphériques

Un des facteurs mis en avant pour expliquer la saillance catégorielle des prototypes est la possession de propriétés et attributs qui sont eux-mêmes saillants ou (stéréo)typiques. Ceci nous conduit à voir de façon plus générale, en sortant de la seule sémantique du prototype, le recours à la distinction *centre / périphérie* pour « localiser » les informations ou traits du sens lexical. Toutes les approches sémantiques qui optent pour une division du contenu d'un concept dénoté par un lexème ou des traits du sens d'une unité lexicale ne se servent pas d'une telle opposition ou le font de manière sporadique, non technique, sans lui attribuer d'autre signification que celle, mondaine, 'd'important' opposé à 'moins important'. Des oppositions comme celles de *sèmes inhérents / sèmes afférents* en sémantique structurale (Rastier 1987), de *propriétés intrinsèques / propriétés extrinsèques* et de *propriétés essentielles / propriétés accidentelles* dans la sémantique des stéréotypes d'Anscombe (2001), de *parties essentielles* et *parties additionnelles* d'un concept dans l'analyse conceptuelle de

pouvant être soit le *type*, c'est-à-dire une occurrence *représentative*, soit l'*attracteur*, qui renvoie, lui, à une représentation abstraite et absolue.

Wierzbicka (1985)¹⁴, de propriétés *nécessaires* et *typiques* (Kleiber 1988 et 1989), etc., permettent, avec certes des différences qui peuvent être assez importantes, de rendre compte de l'hétérogénéité hiérarchique des informations ou composantes sémantiques du sens lexical sans recourir à une représentation en termes de *centre / périphérie*.

Les cognitivistes par contre l'utilisent de façon cruciale pour échapper au reproche que suscite leur conception encyclopédique¹⁵ du sens. Une des objections que l'on peut en effet émettre contre leur vue encyclopédique du sens, c'est qu'il n'est pas raisonnable de penser que tout ce qu'un locuteur ou un groupe de locuteurs sait, par exemple, des bananes ou des chats fait partie des sens de *banane* et de *chat*. L'objection perd toutefois de sa pertinence si on ne met pas toutes les informations sur le même plan. Langacker introduit ainsi une opposition entre *centralité* et *périphérie* qui place les informations ou « parties du sens » d'une unité lexicale (un *prédicat* dans la terminologie de Langacker) sur une échelle continue qui mène des informations les plus importantes du point de vue langagier aux informations qui ont le moins d'impact linguistique : « I do not specifically claim that all facets of our knowledge of an entity have equal status, linguistically or otherwise — quite the contrary. The multitude of specifications that figure in our encyclopedic conception of an entity clearly form a gradation in terms of their *centrality*¹⁶. Some are so central that they can hardly be omitted from even the sketches characterization, whereas others are so peripheral that they hold little significance even for the most exhaustive description » (Langacker 1987 : 159).

En quoi consiste la centralité d'une information ou attribut d'une entité ou qu'est-ce qui fait qu'une information (ou élément de sens) peut être considérée comme étant plus centrale qu'une autre ou l'inverse ? Pour Langacker (1987 : 159), « the centrality of a particular specification within the encyclopedic characterization of an expression is a matter of its relative entrenchment and likelihood of activation in the context of that expression. ». Cette robust-

¹⁴ La composante *essentielle* répond à la formule : « Imagining things of this kind people would say these things about them » et les parties additionnelles sont introduites par : « Imagining things of this kind people could say these things about them » (Wierzbicka, 1985 : 60).

¹⁵ Langacker (1987 : 154) souligne avec force que la différence entre connaissances *linguistiques* et connaissances *encyclopédiques* est une fausse opposition et que « the only viable conception of linguistic semantics is one that avoids such false dichotomies and is consequently *encyclopedic* in nature ».

¹⁶ C'est Langacker qui souligne le terme pour indiquer qu'il s'agit d'un terme métalinguistique.

esse (ou *entrenchment*) et ce degré probable d'activation dépendent de quatre facteurs graduels, indépendants les uns des autres : la conventionnalité, la généralité, l'intrinsécalité et le côté caractéristique (ou distinctif) de l'information ou attribut pour l'entité : « The inherent nature of a specification does not fully determine its degree of centrality, but several factors can be discerned : centrality tends to correlate with the extent to which a specification is *conventional, generic, intrinsic* and *characteristic* » (Langacker 1987 : 159).

Le premier facteur repose sur le nombre de locuteurs concernés¹⁷ : plus il y a de gens qui connaissent une information associée à une entité et plus cette information tend à être conventionnelle, et donc établie plus solidement. Si je sais que deux de mes collègues linguistes sont allergiques aux chats, l'information ne fera pas partie du sens conventionnel de *chat*, même si elle enrichit ma connaissance de ce concept. Mais ce n'est qu'une affaire de degré, comme le souligne Langacker (1987 : 160), à propos de cet exemple : « this is nevertheless a matter of degree, and the knowledge is more accurately seen as extremely peripheral to the meaning of *cat* than absolutely irrelevant ». Si d'autres personnes connaissent l'allergie aux chats de ces deux linguistes, l'information commence à acquérir une petite dose de conventionnalité, dose qui croît encore si les deux linguistes-allergiques-aux-chats sont des personnes tellement célèbres que leur santé, et donc leur allergie aux chats, est un sujet connu d'une grande partie de la communauté.

La second facteur réside dans le degré de généralité (ou de spécificité) de l'information ou de l'attribut : plus l'information est générale et plus l'information tend vers la centralité. L'exemple des chats peut à nouveau servir d'illustration : si les deux collègues linguistes sont allergiques à *Metathesis*, le chat de Langacker, l'information en question est beaucoup plus spécifique que celle qui les rendait allergiques aux chats en général. Et si l'on compare cette dernière information à une information comme *beaucoup de gens sont allergiques aux chats* c'est elle qui sera plus spécifique ou moins générale et donc moins centrale. La raison ? « The more generic a specification is, the greater is its chance of being known throughout a speechcommunity, since individual experience varies greatly at the level of particulars » (Langacker 1987 : 160).

Un attribut ou une information sur une unité lexicale peut faire intervenir ou non des entités extérieures à l'entité dénommée par cette unité lexicale et ceci également à des degrés divers. Une propriété sera intrinsèque « to the extent that its characterization makes no essential references to external enti-

¹⁷ « Conventionality implies that something is shared — and further that it is recognized as being shared — by a substantial number of individuals » (Langacker 1987 : 62).

ties » (Langacker 1987 : 160). Plus elle sera intrinsèque et plus elle aura de chances d'accéder à la centralité. La forme d'un objet concret constituera une propriété plus intrinsèque que, par exemple, celle de sa taille, puisque celle-ci fait intervenir, à cause de la comparaison impliquée, des entités extérieures.

Le dernier paramètre contribuant à la centralité « is the extent to which a specification is characteristic, in the sense of being unique to the class of entities designated by an expression and consequently sufficiently to identify a class member. ». La forme, à nouveau, s'avère être spécialement caractéristique d'un objet concret, dans la mesure où le plus souvent elle permet de reconnaître l'objet de façon univoque. Par comparaison, la couleur d'un objet est une propriété beaucoup moins caractéristique et donc un moins bon candidat à la centralité que la forme. En effet, si l'on peut identifier un chat uniquement à partir de la forme, il n'en va pas de même de la couleur. La reconnaissance d'une couleur ne permet pas d'identifier un chat, puisqu'il y a plein d'autres objets qui peuvent présenter la couleur en question.

4.2. Cœur et périphérie dans les définitions lexicographiques

Dans le modèle cognitiviste du sens lexical, il n'y a pas, comme nous venons de le voir, de frontière nette entre informations linguistiques et informations encyclopédiques et l'opposition propriétés centrales / propriétés périphériques est une affaire de degré. Il en va tout autrement dans les approches structuralistes, où la distinction entre savoir linguistique et savoir encyclopédique est, même si elle n'est pas aisée à définir, beaucoup plus tranchée. La distinction *cœur* / *périphérie* d'une entrée lexicale sert à Kiefer (1974) à la délimiter de manière fonctionnelle.

Kiefer considère que le savoir linguistique et le savoir encyclopédique sont de même nature ; ce qui peut donc légitimer leur distinction, c'est uniquement une différence de rôle ou de fonction linguistique. Une telle différence existe-t-elle ?

Kiefer observe que, dans les définitions de dictionnaire, il y a bien souvent deux types d'informations qui ne remplissent pas le même rôle fonctionnel, l'une seulement présentant la pertinence distinctive justifiant dans une optique structuraliste l'étiquette de « linguistique », l'autre ne jouant aucun rôle lexical distinctif. La composante du premier type est le *cœur* d'une lecture d'entrée lexicale, celle du second type en est la *périphérie*. Le *cœur* « comprend toutes et rien que les stipulations sémantiques qui, schématiquement, déterminent sa place dans le système des entrées lexicales, c'est-à-dire délimitent ce terme par rapport aux autres entrées non synonymiques » et « la *périphérie* consiste en stipulations qui contribuent à l'édification du sens d'une entrée

lexicale sans cependant la distinguer des autres entrées — autrement dit, la périphérie rassemble toutes les stipulations qui pourraient être retranchées de la lecture de l'entrée lexicale sans changer sa relation aux autres lectures d'entrées lexicales appartenant à la même grammaire » (Kiefer 1974 : 68-68).

Le lexème *cuillère* sert à illustrer une telle opposition : des composants tels que *objet physique, artefact, utilisé pour l'absorption des liquides*, forment le cœur *C* de la définition, parce qu'ils distinguent *cuillère* de *fourchette, couteau, machine, instrument*, etc., et »tout changement dans les spécifications sémantiques incluses dans *C(cuillère)* affecterait la position relative de *cuillère* par rapport aux autres éléments pertinents du dictionnaire » (Kiefer 1974 : 69). Des composants comme *objet dont la matière est solide, possédant une certaine taille normale, inconnu dans les civilisations asiatiques*, etc., sont à ranger dans la périphérie *P* de *cuillère*, parce qu'ils n'ont pas de rôle lexical oppositionnel : « un changement pratiqué dans *P(cuillère)* n'affecterait pas la position de *cuillère* dans le dictionnaire, ni la classification des objets qui lui sont associés (Kiefer 1974 : 69).

L'intérêt de la distinction de ces deux composantes où le choix du terme *cœur* comme opposé de *périphérie* souligne le côté organique, vital de cette composante, c'est de fournir une justification « linguistique » à la différence savoir linguistique / savoir encyclopédique :

La périphérie d'une entrée *E* d'une langue *L* contient ce que l'on pourrait appeler le savoir non linguistique que possède un locuteur de *L* sur les objets, les faits ou les propriétés, du moins tel qu'il est conceptualisé par la lecture *E* du dictionnaire *L*. Le cœur de *E*, d'autre part, contient le savoir linguistique associé à *E* puisqu'il inclut toutes et rien que les spécifications qui indiquent la délimitation de *E* à l'intérieur du dictionnaire de *L* (Kiefer 1974 : 69-70).

Il n'est pas dans notre but de comparer en détails l'utilisation de l'opposition *centre / périphérie* faite par les cognitivistes à celle que l'on peut trouver dans les approches structurales, mais l'on voit bien les lignes de force qui les opposent — la continuité ou gradation et la saillance psychologique pour les premiers, la discontinuité et la fonctionnalité linguistique pour les seconds — et les points de convergence : le 4^e facteur de la centralité, à savoir le côté *caractéristique*, rejoint peu ou prou certains aspects de la distinctivité structurale. Et surtout on observe que l'interprétation en termes oppositionnels *important / secondaire* l'emporte nettement sur la localisation en termes

de distance et de circularité, qui, sans être totalement absente¹⁸, est toutefois beaucoup moins prégnante dans les structurations intrasémémiques que dans les intersémémiques.

Conclusion

La boucle est donc bouclée (si l'on peut dire !) et nous terminerons par une dernière pirouette : si l'opposition *centre / périphérie* se révèle tellement fructueuse pour représenter l'organisation lexicale externe et interne, c'est sans doute parce que définir le sens, c'est, en quelque sorte, toujours ... la quadrature du cercle !

Bibliographie

- Anscombe, J.C., 2001. « Le rôle du lexique dans la théorie des stéréotypes », in : *Langages*, 142, 57-76.
- Aprésjan, J., 1966. « Analyse distributionnelle des significations et champs structurés », in : *Langages*, 1, 44-74.
- Baldinger, K., 1966. « Sémantique et structure conceptuelle », in : *Cahiers de lexicologie*, 8, 3-46.
- Baldinger, K., 1994. *Vers une sémantique moderne*. Paris : Klincksieck.
- Coseriu, E., 1968. « Les structures lexématiques », in : Elwert, W.Th., (Hg.), *Probleme der Semantik*. Wiesbaden, Steiner, 3-16.
- Culioli, A., 1999. *Pour une linguistique de l'énonciation. Domaine notionnel*. Gap : Ophrys.
- Duchacek, O., 1960. *Le champ conceptuel de la beauté en français moderne*. Praha : Statni Pedagogicke Nakladatelstvi.
- Duchacek, O., 1967. *Précis de sémantique française*. Brno : Univ. J.E. Purkyne.
- Dupuy-Engelhardt, H., 1990. *La saisie de l'audible*. Etude lexématique de l'allemand. Tübingen : Gunter Narr Verlag.
- François, J., 2007. *Pour une cartographie de la polysémie verbale*. Leuven-Paris : Peteters.

¹⁸ Voir par exemple Wierzbicka (1985 : 53) : « Distance in space in the semantic representation is meant to reflect the mental 'distance' between the different parts of the concept. »

- François, J./Victorri, B./Manguin, J.-L., 2005. « Polysémie adjectivale et synonymie », in : Soutet, O., (éd.), *La polysémie*. Paris : Presses de l'Université de Paris-Sorbonne, 175-188.
- Geckeler, H., 1971. *Zur Wortfelddiskussion*. Untersuchungen zur Gliederung des Wortfeldes 'alt-neu-jung' im heutigen Französischen. München: Fink.
- Geckeler, H., 1973. *Strukturelle Semantik des Französischen*. Tübingen: Niemeyer.
- Katz, J.J./Fodor, J. A., 1966 et 1967. « Structure d'une théorie sémantique », in : *Cahiers de lexicologie*, 9, 39-72 et 10, 47-66.
- Kiefer, F., 1974. *Essais de sémantique générale*. Paris : Mame.
- Kleiber, G., 1978. *Le mot IRE en ancien français (XIe-XIIIe siècles)*. Essai d'analyse sémantique. Paris : Klincksieck.
- Kleiber, G., 1988. « Généricité et raisonnement par défaut », in : *Le Français Moderne*, 56, 1/2, 1-15.
- Kleiber, G., 1989. « Généricité et typicalité », in : *Le Français Moderne*, 57, 3/4, 127-154.
- Kleiber, G. 1990. *La sémantique du prototype*. Paris : PUF.
- Kleiber, G., à paraître. « Petit essai pour montrer que la polysémie n'est pas un sens ... interdit. »
- Kleiber, G./Riegel, M., 1978. " Les « grammaires floues » ", in : Martin, R., (éd.), *La recevabilité en linguistique*. Paris : Klincksieck, 67-123.
- Lakoff, G., 1972. *Hedges : a Study in Meaning Criteria and the Logic of Fuzzy Concepts*. Papers from the 8th Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society, 183-228.
- Lakoff, G., 1987. *Women, Fire and Dangerous Things*. What Categories reveal about the Mind. Chicago: The University of Chicago Press.
- Lakoff, G./Johnson, M., 1980. *Les métaphores dans la vie quotidienne*. Paris : Minuit.
- Langacker, R.W., 1987. *Foundations of Cognitive Grammar*. Theoretical Prerequisites, vol. I. Stanford: Stanford University Press.
- Lyons, J., 1963. *Structural Semantics*. An Analysis of Part of the Vocabulary of Plato. Oxford: Blackwell.
- Mounin, G., 1965 a. « Un champ sémantique : la dénomination des animaux domestiques », in : *La linguistique*, 1, 31-54.
- Mounin, G., 1965 b. « Essai sur la structuration du lexique de l'habitation », in : *Cahiers de lexicologie*, 6, 9-24.
- Mounin, G., 1972. *Clefs pour la sémantique*. Paris : Seghers.
- Picoche, J., 1977. *Précis de lexicologie française*. Paris : Nathan.

- Ploux, S./Victorri, B., 1998. « Construction d'espaces sémantiques à l'aide de dictionnaires de synonymes », in : *Traitement automatique des langues*, 39 : 1, 161-182.
- Rastier, F., 1987. *Sémantique interprétative*. Paris : PUF.
- Rosch, E., 1973. „Natural Categories“, in: *Cognitive Psychology*, 4, 328-350.
- Trier, J., 1931. *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes*. Heidelberg.
- Wierzbicka, A., 1985. *Lexicography and Coconceptual analysis*. Ann Arbor: Karoma.

El manifiesto por la lengua común *versus* normalización lingüística

Roland KÜHNEL, Leipzig

1. Inhaltliche und begriffliche Einleitung

‘Warum spricht der spanische König nicht Katalanisch?’, fragen katalanische Politiker.¹ In „El País“ werden die Verfasser des „Manifests für die gemeinsame (kastilische) Sprache“ als *Comando lingüístico* bezeichnet.²

Konflikte zwischen dem Zentrum und der Peripherie, der ‘Leitkultur’ und den Regionalkulturen sind in Spanien nicht neu. Sie bestehen in unterschiedlichem Grad seit der Romanisierung bzw. der nationalstaatlichen Entwicklung ab dem 15. Jahrhundert, speziell hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Kastilien und Katalonien. Dabei hat der Leitspruch von Antonio de Nebrija im Prolog seiner kastilischen Grammatik von 1492 kaum an Aktualität eingebüßt. „La lengua fue siempre compañera del imperio.“ Anders ausgedrückt: „Wer eine Minderheit ist, bestimmt die Mehrheit.“ Und die Macht über den Status von Minderheiten „hält derjenige in Händen, welcher über Standard und Abweichung, über Zentrum und Peripherie entscheidet.“³ Darüber hinaus regiert seit 2004 mit José Luis Zapatero ein Premierminister, der sich nicht scheut, vieles in Spanien in Frage zu stellen und eine intensive Wertediskussion angestoßen hat zu ‘Nation, Franco-Erbe, Familie, Kirche, Armee’. Seine Politik bleibt ambivalent zwischen dem Wunsch nach Erhalt des spanischen Zentralstaats und Zugeständnissen an die Regionen.

Seit 2008 steht ein sprachpolitisches Thema im Mittelpunkt: das „Manifest für die gemeinsame Sprache“ vom 23.6.2008, ein Aufruf von 22 Intellektuellen zur Bewahrung der Position des Kastilischen. Gefordert wird eine „modificación constitucional para garantizar los derechos de los españoles que quieran expresarse y estudiar en castellano“ und die justitiable Garantie für Kastilisch als „única lengua común en todo el territorio.“⁴

¹ *El País* (Edición Cataluña), 6.12.2008 (online), 1.

² Ebd.

³ Cichon 2008: 10.

⁴ *El País*, 24.6.2008 (online), das Manifest umfasst als pdf-Dokument 4 Seiten.

Begleitet wird dieses Manifest von polemischen⁵ und radikalen Meinungsäußerungen in den Printmedien und im Internet. Hauptkontrahenten sind zentralistische, pro-kastilische Vertreter und die nach mehr sprachlicher Autonomie strebenden Katalanisten. Außerdem hinaus finden regelmäßig Demonstrationen⁶ statt. So gab es am 12.10.2008 in Valencia eine Kundgebung eher linksalternativer Gruppen unter dem Motto: *Combat la hispanitat! Combat el feixisme!* Der Vorsitzende der Jugendorganisation des konservativen „Partido Popular“, Pablo Casado, spricht von „apartheid lingüístico“,⁷ „ABC“ von „obsesión identitaria“.⁸

Woher rührt diese aktuelle Diskussion, die mit *verve* und Enthusiasmus geführt wird? War dieses Manifest notwendig angesichts der sprachlichen Entwicklung in Spanien?

Ist man ein Anhänger eines zentralistischen Spaniens, so erscheinen die katalanischen Bestrebungen gegen die wichtigste Nationalsprache Spaniens, Kastilisch, durchaus bedrohlich im Sinne der staatlichen Einheit, oder anders formuliert: die Nationenbildung in Spanien ist noch nicht abgeschlossen. Ist man aber Befürworter von Minderheitenrechten und betont die innerromanischen Unterschiede zwischen Kastilisch und Katalanisch, so ergibt sich ein anderes Bild.

In der heutigen Mediengesellschaft kommen dabei insbesondere diejenigen zu Wort, die bestimmte Domänen der Sprachrealität herausgreifen, um zu beweisen, wie die eigene Sprache von einer anderen diskriminiert wird.⁹ Der Hauptinitiator des Manifests, der Philosoph Fernando Savater,¹⁰ kritisiert in

⁵ Ob hier auch wissenschaftliche Buchtitel wie „Die rätoromanische Sprache im Todeskampf“ (Bruno Pedretti) zur Versachlichung von Sprachkonflikten beitragen, bleibt fraglich.

⁶ Die wohl größte am 26.2.2006 mit ca.1 Mio Teilnehmern in Barcelona unter dem Motto „Wir sind eine Nation!“

⁷ *El Mundo*, 3.7.2008, 1 (online).

⁸ 29.9.2008, 3.

⁹ Sogar in der www.mallorcazeitung.es ist man anlässlich des Streits um die Geschäftssprache von „Air Berlin“ auf den Balearen besorgt oder empört (Zugriff 17.6.2008): „Ich habe Angst, dass die katalanische Inquisition nachts an unsere Finca-Tür pocht und unsere Katalanisch-Kenntnisse abhorchen will.“

¹⁰ Geb. 1947 in San Sebastian, Philosophie-Professor an der Universität Complutense Madrid, bekennender Anhänger von Nietzsche und Spinoza, Aktivist gegen den baskischen Nationalismus.

erster Linie, dass Kastilisch als „lengua vehicular en la educación“¹¹ in Frage gestellt wird. Gegenseitige Vorwürfe basieren auf dem „fanatismo“ der jeweils anderen.¹² Zeiten von sprachlich-kultureller Unterdrückung unter Franco werden relativiert oder historisch umgedeutet, wobei gesagt wird, dass die katalanischen Nationalisten heute genauso wie Franco damals vorgehen würden. Besonders ´frankistisch´ (so glaubt u.a. Rajoy) sei die sog. „sprachliche Normalisierung“ der Katalanen, die darauf abziele, Kastilisch vom Territorium Kataloniens zu tilgen.

Diese umfassende Katalanisierung ist wiederum für viele Katalanen *normal*, da Kastilisch für sie eine fremde Sprache auf dem Territorium der Katalanen sei. Wie hoch der Prozentsatz der Katalanen ist, die diese Meinung dezidiert vertreten, ist nur schwer einzuschätzen. Ebenso problematisch wäre die Frage, ob man von sprachlichen Parallelgesellschaften sprechen sollte bzw. ob man ´bilingual´ neu definieren müsste.

Für die Zentristen ist normal, dass alle Spanier Kastilisch als Primärsprache lernen und anwenden. Für die Regionalisten ist (auch im Sinne Bossongs) eine Sprachsituation nur normal, wenn man in jeder Situation seine Sprache verwenden kann und nicht gezwungen ist, eine andere Sprache zu benutzen, sei es vor Gericht, auf dem Markt, in der Familie oder auf einer Behörde. Hier steht auch das von Zapatero eingeführte Fach „Educación para la Ciudadanía“ in der Diskussion. Diese Form von „Staatsbürgerkunde“ soll in ganz Spanien auf Kastilisch unterrichtet werden oder evtl. sogar auf Englisch, aber nicht in den Regionalsprachen.

Ein grundsätzliches Problem ist in diesem Kontext der Streit um ´Nation´ und ´Minderheit´. Wer darf sich als Nation definieren? Wie legitim ist die Aufnahme dieses Wortes in Verfassungen? Wer legt fest, wer eine Minderheit ist (problematisch auch für die EU) und welche Sprachen als Minderheitensprachen gelten?¹³ Ab welcher Größe darf eine Minderheit Forderungen stellen? Hinsichtlich des Manifests ist zu fragen: Was ist konkret eine „lengua común“, „única lengua“ respektive eine „lengua propia“?

¹¹ Zu unterscheiden sind hier auch die Schulsysteme: So lernen in Valencia 94% der Schüler in staatlichen Schulen (auch) auf Valencianisch; in den Privatschulen sind es nur 6%! (El País, 25.10.2008, online).

¹² Auch bestimmte Daten werden instrumentalisiert. So ziehen einigen Katalanisten eine Analogie zwischen dem 11.9.2001 und dem 11.9.1714, dem Tag der Eroberung Barcelonas durch die Bourbonen.

¹³ Fraglich ist, ob eine „Liste Cerquiglíni“ für Frankreich auch für Spanien möglich wäre. Siehe hierzu: Kremnitz 2008: 17-30.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, wie einige Politiker solche Begriffe umgehen. Zapatero spricht oft von „pueblo español“ statt „nación“, von „patriotismo social“, „solidaridad territorial“ (auch der Partido Popular benutzt diesen Begriff), „nuestra patria común“, „todo el pueblo“ und von „iberisch“ statt „spanisch“.

Zunächst ist auch aufschlussreich, wer das Manifest unterzeichnet hat (und wer nicht!). Außerhalb Spaniens bekannt erscheinen hier Mario Vargas Llosa und Plácido Domingo, der Kapitän der Fußball-Nationalmannschaft Iker Casillas und sein Trainer Luis Aragonés. Von den Spitzenpolitikern haben sich nur Oppositionsführer Mariano Rajoy (PP) und José María Aznar (PP)¹⁴ positiv geäußert; keine direkten Statements erfolgten bislang vom aktuellen Premier Zapatero, aber auch nicht von ehemaligen nationalen *und* regionalen Entscheidungsträgern wie Fraga Iribarne oder Jordi Pujol. Auf der anderen Seite meldete „El Mundo“¹⁵ mehr als 130.000 Zuschriften per Fax, Brief oder Mail an ihre Zeitung, die dazu hervorhob, dass auch viel Zustimmung aus Lateinamerika erfolgte.

Zweifellos haben die Protagonisten des katalanischen Sprach-Nationalismus in den letzten Jahrzehnten für ihre Sprache sehr viel erreicht, unbestritten oft zu Lasten des Kastilischen. Es ist aber nur eine kleine Minderheit für einen *totalen* Monolinguisismus (gilt gleichermaßen für die Kastilier!). Mehrheitlich dagegen ist die Wirtschaft Kataloniens, sie spricht sich für einen austarierten Bilinguisismus Katalanisch-Kastilisch aus, oder wie dies Rajoy fordert, für einen „bilingüismo integrador“.¹⁶ (Rajoy lehnt es übrigens als Galicier ab, im Wahlkampf Galicisch zu reden.)

Der Druck gegen Kastilisch in Katalonien hat dazu geführt, dass Vertreter des Zentralismus die Frage stellen, ob sich nicht *Castilla* für unabhängig erklären sollte. Die 2008 diskutierte Frage, wem eigentlich Cervantes gehöre, kann so im Sinne eines *zentralistischen* Separatismus erörtert werden. Auch der neue „Camino de la lengua“ (*castellana*), ein Konkurrent zum Jakobsweg, ist ähnlich deutbar. Dabei ist zu betonen, dass Kastilien niemals ein homogener Block war. (In der Hispanistik gelten Andalusisch und das lateinamerikanische Spanisch als „Sekundärdialekte“ des Kastilischen. Für Andalusien ist kein Bestreben nach Abgrenzung vom Kastilischen feststellbar, dafür vereinzelt innerhalb des Kerngebiets in *Castilla-León*. Im Raum zwischen León und Pon-

¹⁴ Er beruft sich schon vor 2008 auf die Geschichte. Mit seiner Position stehe er in der Tradition der „Katholischen Könige“: „Soy partidario de Isabel y Fernando“, *El Mundo*, 22.9.2006, 3 (online).

¹⁵ 10.7.2008, 1.

¹⁶ *El País*, 21.1.2008, 3 (online).

ferrada an der Grenze zu Galicien sieht man immer mehr Graffiti „Solo Leon“.)

2. Textanalyse des „Manifests für die gemeinsame Sprache“

Zunächst ist überlegenswert, ob eine sprachpolitische Kampagne mit ‚Manifest‘ betitelt werden sollte, wobei das Wort im Spanischen nicht die gleiche starke Expressivität wie im Deutschen besitzt. Inhaltlich relevanter ist das Postulat „...por la lengua común“. Dieser Titel lässt m.E. keinen Spielraum für eine echte Diskussion um den Status des Kastilischen in Spanien. Es ist vielmehr zu fragen, ob Kastilisch überhaupt gefährdet ist und nicht eher Galicisch oder Baskisch!

Das Manifest gliedert sich auf etwa vier Seiten in 4 Prämissen und 5 Forderungen.

Prämisse 1 benutzt entsprechend der spanischen Verfassung das Adjektiv *español* als Axiom der Sprachsituation: „Todas las lenguas oficiales en el Estado (Kastilisch, Katalanisch, Galicisch, Baskisch, R.K.) son igualmente *españolas*...“ (Hervorhebung R.K.). Daraus folge, dass „sólo una de ellas es común a todos“. Es ist richtig, dass praktisch alle Staatsbürger in Spanien Kastilisch beherrschen (Sonderfall Migranten); die Frage ist aber, ob sie es, unabhängig von ökonomischen Sachzwängen des Arbeitsmarkts, angesichts einer realen und verfassungsrechtlichen Sprachen-Vielfalt beherrschen *müssen*.

Interessant an der Prämisse 1 ist ferner die Meinung der Autoren, wonach *eine* „lengua política común una enorme riqueza para la democracia“ sei. Und dies könne natürlich nur Kastilisch sein.

Prämisse 2 unterscheidet zwischen Bürgern und Territorien, wobei nur die Bürger sprachliche Rechte hätten. Kann man aber die Einwohner von den Regionen losgelöst betrachten? Ist man nicht primär Staatsbürger bzw. „Regional-Bürger“; oder sehen die Autoren die Bürger als systemlinguistische Subjekte mit bestimmten Rechten? Die primordiale Frage ist aber, wer festlegen soll, welche Bürger welche Rechte haben dürfen. (Von Pflichten / *deber* / *obligación* ist nicht die Rede.)

Prämisse 3 erscheint ambivalent. Zum einen findet man den Wunsch der „comunidades bilingües“ nach guten Kenntnissen der ko-offiziellen Sprache legitim, zum anderen meint man, dass dieser Wunsch „solamente estimulada, no impuesta“ sein dürfe. Aus Sicht der Peripherie ist indes *Kastilisch* aufgezungen und nicht nur ‚stimuliert‘. Außerdem fordert Prämisse 3, dass es nicht gerechtfertigt wäre, wenn eine „lengua autonómica“ exklusives oder bevorzugtes Mittel der Bildung oder der öffentlichen Behörden wird. Abge-

sehen vom interessanten Begriff der „autonomen Sprache“ kritisieren dagegen die Vertreter der Peripherie die *gegenwärtige* Dominanz des Kastilischen als Bildungs- und Behördensprache in den Regionen. Gerade diese Prämisse manifestiert m.E. die Schwierigkeit eines Konsenses zwischen den Positionen von Zentrum und Peripherie.

Prämisse 4 greift Prämisse 3 auf und benutzt Begriffe wie 'fraude' (Betrug) und 'felonía' (Verrat). Zunächst bezieht man sich wohlwollend auf Art. 3 der spanischen Verfassung von 1978, wonach die „modalidades lingüísticas“ Spaniens zum kulturellen Erbe gehören und Respekt und Schutz verdienen, um danach ein Bedrohungsszenario für Kastilisch zu zeichnen. Die „discriminación, marginación o minusvaloración de los ciudadanos monolingües en castellano“ speziell in Katalonien wären eine „fraude constitucional“, ein Verfassungsbruch, und eine „auténtica felonía“.

Es trifft zu, dass Kastilisch in Katalonien (und nur dort) seit einigen Jahren in *bestimmten* Bereichen *relativ* verdrängt wird. Kastilisch ist einem starken Konkurrenzdruck seitens des Katalanischen ausgesetzt. Das Manifest zeigt hier evident, dass diese Konkurrenz keine *quantité négligéable* mehr ist. Andererseits ist zu diskutieren, ob Kastilisch real 'diskriminiert', 'marginalisiert' oder 'abgewertet' wird. Auch die Verfasser des Manifestes geben hier keine Beispiele oder quantifizieren die Dimension ihrer Diskriminierung. Darüber hinaus ist zu hinterfragen, ob Begriffe wie 'Betrug' oder 'Verrat' dazu beitragen, sprach-*politische* Ressentiments abzubauen.

Als Konsequenz ihrer Prämissen sehen die Verfasser des Manifests folgende Notwendigkeiten für Spanien (sinngemäße Auswahl):

1. In der spanischen Verfassung müsse Kastilisch adäquater verankert werden. Das heißt seine uneingeschränkte Position „a todo el territorio nacional“.
2. Alle Bürger, die es wünschen, haben das Recht auf Bildung auf Kastilisch. Keine andere Sprache in Spanien dürfe auf diesem Gebiet „lengua vehicular exclusiva“ sein.
3. In den „autonomías bilingües“ muss jeder Bürger bei öffentlichen Institutionen die Möglichkeit haben, auch Kastilisch verwenden zu können.
4. Informationen an die Bürger, gleich welcher Art, dürfen niemals nur in der „lengua autonómica“ sein.
5. Alle Politiker Spaniens sind verpflichtet, in Spanien und im Ausland Kastilisch zu verwenden. In den „parlamentos autonómicos bilingües“ können beide offizielle Sprachen verwendet werden.

Diese Forderungen können unterschiedlich interpretiert werden. Einerseits erscheinen sie sehr zentralistisch und unversöhnlich, andererseits zeigen bereits zwei verwendete Begriffe die offensichtliche (und vermutlich so nicht gewollte) Akzeptanz neuer sprach-politischer Realitäten: 'Lengua autónomica' und 'autonomías bilingües' sind eine *de-facto*-Anerkennung der linguistisch-territorialen Heterogenität Spaniens und indirekt der Rechtmäßigkeit von separatistischen Forderungen.

Das Manifest ist m.E. kein Angebot zu einer konsensuellen perspektivischen Diskussion. Dabei fehlt vor allem eine Diskussion um den Kernbegriff für die Sprachsituation in ganz Spanien: Bilinguismus. Verfolgt man hier die (Medien-)Realität in Katalonien oder selbst in Andalusien, könnte man den Eindruck gewinnen, dass es nicht um einen Bilinguismus Kastilisch-Katalanisch oder Kastilisch-Galicisch geht, sondern um einen Bilinguismus Katalanisch-*Englisch*¹⁷ oder Andalusisch-*Englisch*, so zumindest in den Plänen von Sprachschulen bzw. Vorschulstufen. Einige Internetplattformen haben es sich hier zur Aufgabe gemacht, eine angebliche Omnipräsenz von Englisch im öffentlichen Leben Spaniens zu brandmarken. Stellvertretend sei hier www.libertaddigital.com genannt (Zugriff 7.1.2009). Akribisch werden Schilder und Aufschriften photographiert und ins Netz gestellt. „Port de sa Calobra“ in Katalonien begrüßt die Gäste mit „Benvinguts / Welcome“. Kommentar: „En inglés pero no en español“. Ein Durchfahrtsschild in Sitges bei Barcelona wird untertitelt mit: „Bilingüismo si, pero catalán–inglés!“

Genauso kritisiert wird der Monolinguisimus. In Valencia finde man keinen Arzt, weil das „Centre de Salut Rafalafena“ lediglich ein Schild auf Katalanisch besitzt. Ebenfalls „solo en valenciano“ werden Autofahrer auf einem Schild vor dem Weiterfahren gewarnt: „Gual induable amb aigua – no passeu“. Vorfahrtsschilder auf Mallorca seien nur auf Katalanisch, z.B. „Mirau a l'esquerra“ (ohne Ortsangabe). Es gebe schließlich Spanier und vor allem Touristen, die dies nicht verstünden. Aus Gründen der Verkehrssicherheit kann man diesen Vorwurf verstehen; indes muss (?) respektiert werden, wenn die zuständige Behörde auf Mallorca ihre Straßenverkehrszeichen in ihrer Regionalsprache ausschildert. Ob *auch oder nur* auf Katalanisch, ist die Kernfrage.

¹⁷ Viele technische Begriffe werden nicht aus dem Englischen übernommen, so wird für Hardware und Software *maquinari* und *programari* verwendet. Cf. xip, formatar, clicar/fer clic. Entscheidend sind oft die Anbieter wie Microsoft, die eine spezielle Software zum Galicischen und Elsässischen entwickelt haben.

Auch Galicien und das Baskenland werden sprachpolitisch verifiziert. So sind Hinweise zum Parken „solo en gallego“, und in der baskischen Stadt Leiza steht auf Mülltonnen nur „Papera eta Kartona bakarrik“, und die Kritiker fragen besorgt: „¿Dónde se deja la basura?“ Für Tui in Galicien überlegen die Beobachter: „¿Los castellohablantes de Galicia no enferman?“ Werden die Kastilischsprachigen in Galicien nie krank? Und wenn ja, dann finden sie nur Hinweisschilder zum „Centro de saúde“, aber nicht zu einem „Centro de salud“! Auch zum Blutspenden werde man nur auf Galicisch aufgerufen. Registriert werden auch anti-kastilische Graffiti. Gezeigt wird ein Geschäft in Palma de Mallorca mit kastilischen Aufschriften, und darüber gesprüht „en català!“. Kritisiert wird das Guggenheim-Museum in Bilbao. Dort steht am Eingang nur „ARETOAK“ und „DENDA“. Kein Tourist oder Spanier wüsste, wo der Ein- oder Ausgang zu finden ist. Genüsslich wird ferner auf (vermeintliche) „Falta(s) de ortografía“ aufmerksam gemacht. So wird der Bürgermeister von Vigo darauf hingewiesen, dass ein galicisches Wort auf einer Werbetafel nur mit einem statt mit zwei R geschrieben wird. Zudem sei das Schild nicht korrekt, da es nur auf Galicisch um Investoren werbe und so galicische Firmen bevorzuge.

Die Kritiker sind ebenfalls entrüstet, wenn Ihnen in Katalonien ein Hinweis *nur auf Kastilisch* begegnet. Am Strand von Barceloneta findet man (angeblich) folgendes Beispiel, „el único en castellano“, wie betont wird, mit dem Inhalt: „Wenn Du den Strand verlässt, vergiss Deinen Müll nicht!“

All diese Beispiele mögen übertrieben sein in ihrer realen Konsequenz, so für Kranke und Autofahrer. Indes zeigen sie ein Problem. Wenn in der Stadt Castellón der Region Valencia der Stadtplan am Bahnhof nur „Plánol de Castelló“ und nicht auf Spanisch „Plano de la ciudad“ anzeigt, ist dies dann das gute Recht der Stadtväter, oder verstößt man damit gegen spanische und staatliche Interessen? Meiner Meinung nach ist es hier, unabhängig von der Relevanz einzelner, lokaler Beispiele wichtig, dass die Romanistik bzw. Hispanistik viel stärker als bisher Position bezieht.

3. Optionen für Zentrum und Peripherie

Eine Beurteilung von sprach-politischen bzw. staatlich-territorialen Optionen ist abhängig vom Standpunkt und ist immer auch subjektiv. Allein der Fakt, wonach ca. 40% der spanischen Staatsbürger in Territorien mit bilingualer Gesetzgebung leben (davon 1/3 katalanisch), ist kaum unparteiisch zu werten. Ebenso wenig die sprachhistorische Tatsache, wonach Katalanisch als Brückensprache und Schwestersprache zu Okzitanisch gilt; inwieweit man

dies aktuell in der Diskussion um Zentrum und Peripherie verwendet, ist eine sprach-*politische* Entscheidung.

Keine Option für die zentralistischen Regierungen in Madrid nach Franco war bislang eine gewaltsame Politik. Die Drohung des Oberkommandierenden des spanischen Heers im Jahre 2004, José Mena Aguado, bei einer einseitigen Unabhängigkeitserklärung in Katalonien einzumarschieren, führte zu dessen Entlassung und Hausarrest. Dies könnte die katalanischen Separatisten dazu bewegen, es auf diese Variante ankommen zu lassen. Interessant ist, dass sie es nicht tun. Gleiches gilt für die Basken. Ebenso aufschlussreich ist die Tatsache, dass offenbar niemand von den katalanischen Separatisten eine ähnliche Strategie in Erwägung zieht wie jene der militanten Basken bzw. ETA – die faktisch keinen Erfolg im Sinne einer stärkeren Autonomie gezeitigt hat.¹⁸

Unter Franco und dem konservativen Partido Popular war ein starker Zentralstaat Staatsräson. Zugeständnisse an die Regionen wurden nur in Zeiten der Schwäche gemacht. Die Verfassung von 1978 kann hier als eine „Verfassung der Angst“ vor einem Zerfall Spaniens gesehen werden. Sie wird heute von Vertretern des Zentrums *und* der Peripherie kritisiert. Die Zentristen meinen, sie wäre zu großzügig gegenüber den Separatisten; die autonomorientierten Vertreter der Peripherie hingegen streben nach eigenen, nationalen oder zumindest nach einer föderalistische(re)n Verfassung (Vorbild hierbei Deutschland). Wäre eine neue Verfassung der Königsweg für das Verhältnis Zentrum- Peripherie?

Eine anderer Ansatz ist die Geschichte und die Beschwörung der *vocación imperial*, einer imperialen ‚Berufung‘ seit 1492, in Verbindung mit der heutigen globalen Bedeutung von Spanisch. Bereits Anfang des 20. Jh. prophezeite der Sprachhistoriker Ramón Menéndez Pidal, dass das Spanische das Schicksal des Lateinischen erleiden werde, d.h. eine Zersplitterung wie im Zuge der Romanisierung, wenn nicht eine *unidad de la lengua* auf dem Gesamtterritorium Spaniens erhalten bliebe.¹⁹ Dabei warnte er vor einem Abdriften des lateinamerikanischen Spanisch von der Norm der „Real Academia Espa-

¹⁸ Der ETA-Bombenanschlag am 1.1.2009 auf das Gebäude des baskischen Fernsehens ETB in Bilbao war hier besonders kontraproduktiv.

¹⁹ Einen Riss in der spanischen Nation sahen Beobachter während der Fußball-EM 2008. Nach dem Sieg Spaniens wurde registriert, dass in Barcelona und Bilbao keine Jubelkonvois durch die Straßen zogen.

ñola“.²⁰ Wie die Entwicklung der letzten 100 Jahre gezeigt hat, war diese Sorge unbegründet. Die Besonderheiten des lateinamerikanischen Spanisch (*seseo, yeísmo, voseo*) sind nicht so gravierend, als dass man von unterschiedlichen Systemen „europäisches Spanisch“-„atlantisches Spanisch“ sprechen müsste, zumal Amerikanismen und lateinamerikanische Charakteristika inzwischen von der Akademie akzeptiert sind.²¹

Der verwendete Slogan von der *unidad en la diversidad* (identisch zum Motto der EU: „Einheit in Vielfalt“) ist demzufolge mehr sprach-*politisch* als linguistisch zu verstehen. Diese Grundidee der Hispanidad ist nach Meinung der Zentristen besonders durch die Katalanen und Basken gefährdet. Die Tatsache, dass die Sprachgebiete der Katalanen, Galicier und Basken Teil des Staatsterritoriums sind, wird auf die Idee übertragen, dass auch die Sprachen zu Spanien gehören. Diese Idee haben die Zentristen seit Jahrhunderten verinnerlicht. Die nicht unberechtigte Hoffnung, das 21. Jahrhundert werde das „siglo del español“, könnte nun durch die, nach Meinung der Zentristen, Kleinstaaterei aus Barcelona und Valencia zunichte gemacht werden.²² Die kastilische Norm werde ohnehin schon durch Mischformen wie dem „Spanglish“ in den USA in Frage gestellt. Mit anderen Worten: Eine, wenn auch nur begrenzte, Verdrängung der kastilischen Norm in Lateinamerika bzw. in den USA *und* eine Auflösung des spanischen Zentralstaats hätte nachhaltig negative Auswirkungen für die Rolle des Spanischen in der Welt. Der Vorwurf der Zentristen an die „renitente“ Peripherie wird also nicht nur national, sondern auch global begründet.

Unabhängig von diesen Thesen ist die zentrale Frage jedweder konfliktueller Situation, inwieweit man eine Politik des Konsenses betreiben kann oder will. Die Forderungen von Zentrum und Peripherie (soweit es die Katalanen und Basken betrifft) sind im Prinzip nicht vereinbar: staatliche Unabhängigkeit von Regionen *versus* Erhalt des Zentralstaats.²³ Auch Argumente ökonomischer Art angesichts potentieller Gefahren für die neuen unabhängigen

²⁰ Hier meinte der damalige Direktor 1998, dass seine Akademie oder ähnliche Institutionen kaum noch normbestimmend wären; diese Macht läge nun in den Händen der Medien, speziell der Journalisten.

²¹ Die „Nueva Gramática“, die am 10.12.2009 erscheinen soll (ca. 3000 Seiten!), wird wie folgt angekündigt: „Por primera vez en la historia de la gramática, se está preparando una gramática del español total, no del español de España“, *El Mundo*, 3.11.2008, online.

²² Der spanische Staat wird in eigenem Interesse nichts gegen die Konkurrenz Barcelona-Valencia tun.

²³ Ein Vermittler könnte das „Instituto Cervantes“ sein, das seit 2004 von einer Katalanin geleitet wird.

gen Staaten greifen nicht, wenn die Peripherie nicht mehr Peripherie sein möchte und sich als Nation definiert. Letzteres ist auch aus EU-Sicht heikel, da die Frage, wer sich als Nation auch *territorial* definieren darf, völlig ungeklärt ist. So hat man im Baskenland und in Katalonien mit größtem Interesse verfolgt, wie das Kosovo völkerrechtlich unabhängig wurde. Nähme man die EU als demokratische Rechtsgemeinschaft beim Wort, spräche nichts gegen eine Unabhängigkeit von Katalonien, Korsika, Schottland oder Flandern.

Abschließend ein nicht weniger komplizierter Aspekt: wie kann eine Peripherie seinen Willen system-linguistisch begründen? Muss man unterscheiden zwischen einem *linguistischen* Separatismus der Katalanen und einem *linguistisch-ethnischen* der Basken? Berechtigen reale oder vermeintliche ethnische Unterschiede zu *mehr* Autonomie als sprachliche Differenzen; haben die Basken mit ihrer nicht-indo-europäischen Herkunft und ihrer nicht-romanischen Sprache mehr Rechte als die romanischen und indo-europäischen Katalanen und Galicier? Und sind transnationale Forderungen der Basken im modernen Europa obsolet, auch wenn sie sprachhistorisch begründbar wären? Interessant erscheint, dass die Katalanen keine Ambitionen in Richtung Okzitanien/Region Perpignan hegen. Dies wäre aus romanistischer bzw. hispanistischer Sicht äußerst relevant.

Der systemlinguistische Wille von Zentrum und Peripherie manifestiert sich dabei seit Jahrzehnten primär im Wirken der „Real Academia Española“ und der katalanischen Sprachpolitik bzw. Soziolinguistik.²⁴ Beide versuchen, die wesentlichen Begriffe zu besetzen und für die eigene Sache zu instrumentalisieren. Hauptstreitpunkt bleibt die Idee der Sprach-Nation. Die katalanische (nicht die valencianische) Soziolinguistik betont das *Recht* auf einen Staat auf der Basis der Existenz einer eigenen Nation, der *lengua propia* und des Konzepts von „langue dominante“ (Kastilisch) und „langue dominée“ (Katalanisch). Ob das pro-kastilische „Manifest für die gemeinsame Sprache“ hier Ressentiments gegen die „Unterdrückersprache“ Spanisch abbauen hilft, ist fraglich.²⁵

Die katalanische Sprachpolitik richtet sich gleichermaßen an autochthone Katalanen und Zugewanderte aus allen Teilen Spaniens sowie aus Ländern innerhalb und außerhalb Europas. So wurden 10.000 kostenlose MP3-Player mit einem bilingualen Katalanisch-chinesischen Sprachführer verteilt. „Opti-

²⁴ So bietet www.cpl.cat kostenlose Katalanischkurse für Ausländer in Barcelona an.

²⁵ Vereinzelt werden andererseits Kastilischsprachige in der Peripherie sogar als Ausländer bezeichnet oder auf eine Stufe mit Asylanten aus Marokko und Schwarzafrika gestellt!

mot“ berät per Mail zu linguistischen Fragen, und *Plats a la carta* versorgt auf Wunsch Restaurants mit katalanischen Speisekarten.

Eine weitere systemlinguistische Konkurrenz soll aus iberischer Sicht nicht unerwähnt bleiben: der Normenstreit um das Galicische. Die Frage, ob sich Galicisch wieder Portugiesisch annähert und Galicien Teil der politischen Organisation der Lusophonie werden sollte muss perspektivisch verstärkt im Konfliktfeld Zentrum-Peripherie betrachtet werden. In diesem Kontext ist die Gründung der „Academia Galega da Lingua Portuguesa“ (AGLP) am 20.9.2008 bedeutsam. Dabei ist das Adjektiv ‚portugiesisch‘ im Namen der Akademie bemerkenswert, da es sich um eine Institution in Galicien handelt!

Hauptgegner einer Annäherung an Portugal bzw. einer Förderung des Galicischen zu Lasten des Kastilischen ist der konservative Partido Popular. Dabei kann im Vergleich zu Katalonien keine Rede von einem aggressiven Sprachseparatismus der Galicier sein, etwa durch den „Mesa pola Normalización Lingüística“.

Was bleibt nun als Option für Zentrum und Peripherie? Das „Manifest für die gemeinsame Sprache“ ist m.E. ein klares Indiz dafür, dass die Intellektuellen des kastilischen Zentralismus (offenbar schmerzhaft) spüren, dass die von den Katalanen realisierte „sprachliche Normalisierung“ Kastilisch *in Katalonien* (und nur dort) zurückdrängt. Sie spüren, dass der Erfolg des Katalanischen einen Dominoeffekt für andere Peripherien haben könnte. Auch Gruppen, die bislang kaum in Erscheinung getreten sind wie die *canarios* könnten territoriale oder nationale Forderungen stellen.

Aus zentralistischer Sicht günstig ist die Zerstrittenheit zwischen Barcelona und Valencia,²⁶ die sich in Diskussionen um die „reine“ Katalanität geäußert hat.²⁷ Die Initiative Zapateros von 2005, neben Galicisch, Baskisch und Katalanisch auch das *valenciano* als EU-Publikationssprache zu protegieren, ist hier im Sinne der Methode von „Divide et Impera“ zu sehen. Andererseits gibt es seit längerer Zeit Bestrebungen nach einer Allianz der Peripherie(n), von der Idee „GALEUSCA“ (Galicia + Euskadi + Catalunya) bis zum „Protokoll von Bilbao“ im März 2007, einer „primera colaboración de carácter supraautonómica“.²⁸

²⁶ Federführend hier die „Valencianische Sprach-Akademie“.

²⁷ Diskutiert wird z.B. die Frage, ob Katalonien oder die *Comunidad valenciano* mehr von Arabismen „kontaminiert“ sei und wer deshalb keinen Führungsanspruch innerhalb des Katalanismus haben könne.

²⁸ S. *El País*, 28.11.2008 (online).

Das „Manifest für die gemeinsame Sprache“ zeigt aber auch deutlich, wie Spanien gespalten ist. Befürworter und Gegner teilen sich in die beiden großen Lager der Parteienlandschaft;²⁹ und die recht geringe Anzahl bekannter Persönlichkeiten auf Seiten der Befürworter sollte den Zentristen zu denken geben. Problematisch für die zentristische Seite ist nicht zuletzt die Tatsache, dass die katalanischen Machteliten nicht direkt auf das Manifest reagiert haben und unbeirrt ihren Weg der „sprachlichen Normalisierung“ fortsetzen. Manchmal kann man als außenstehender Betrachter ehemals den Eindruck gewinnen, dass der „Sprachkampf“ Zentrum-Peripherie nur in Foren und Blogs stattfindet. Bestimmte Ereignisse können durch das Internet ihr „Lokalkolorit“ verlieren und gesamtstaatlich, ja europäisch relevant werden. So z.B. im Jahre 2008 der Streit um „Air Berlin“ und seine kastilische Geschäftssprache in Spanien/Katalonien. Die polemischen Meinungen im Internet mögen nicht verallgemeinerbar sein; indes zeigen sie deutlich, dass bestimmte sprach-politische Praktiken zu reflexartigen Medienreaktionen führen.

Die Zukunft der Relation Zentrum-Peripherie in Spanien ist schwer zu prognostizieren. Entscheidend wird sein, ob es Madrid, mit wohl immer neuen Zugeständnissen, gelingt, eine Unabhängigkeitserklärung Kataloniens zu verhindern. Gleichzeitig muss Madrid aus zentralistischer Sicht verhindern, dass auch Galicien ähnliche Absichten wie Katalonien verfolgt. Die Peripherien sind m.E. in der komfortablen Situation, mit Wünschen knapp unterhalb der Unabhängigkeit Madrid herauszufordern, ohne das (illusorische?) Endziel, die totale Unabhängigkeit, aus den Augen zu verlieren. Ob letzteres tatsächlich die Sehnsucht der meisten Basken oder Katalanen widerspiegelt, können nur Volksabstimmungen,³⁰ aber keine Umfragen oder Untersuchungen belegen.

Unwahrscheinlich ist eine Entwicklung in Richtung *mehr* Zentralismus (es sei denn, *in Kastilien* selbst);³¹ der Grad der Autonomie in der Peripherie

²⁹ Vom Verf. befragte Spanier haben hier die Meinung vertreten, wonach sie sich niemals eine „Große Koalition“ zwischen PP und PSOE vorstellen können (cf. Deutschland, Österreich), die auch für eine konsensuelle Sprachpolitik zwischen Zentrum und Peripherie zuständig wäre.

³⁰ Aus zentralistischer Sicht wäre eine Abstimmung im Baskenland ohne Risiko, da alle Umfragen eine Zustimmung von 15-20% pro Unabhängigkeit ergeben. Gleiches gilt für Galicien. Anders die Situation in Katalonien, wo der Unabhängigkeitswille nach allen Untersuchungen zwischen 60-70% liegt.

³¹ Zu beobachten ist weiter die Idee von Saramago zur Bildung des gemeinsamen Staates IBERIA (Spanien+Portugal), die Idee PORTUGALICIA (Portugal+Galicien) und der

wird sich wahrscheinlich erhöhen, je nach Region und Machtkonstellation in Madrid bzw. in den Regionen. Hierbei stehen nur die Kastilischsprachigen in den Regionen im Fokus, aber, territorial gesehen, überhaupt nicht die ebenso existierenden Galicier und Katalanen *in Kastilien!*

Ambivalent bleibt der Einfluss der EU, die zwar eine ökonomische Regionalisierung fördert, aber parallelen politischen Tendenzen skeptisch bis distanziert gegenübersteht.

Entscheidend ist möglicherweise ein emotionaler Aspekt. Eine plurilinguistische Situation muss verinnerlicht werden, oder wie es Oskar Putzer (2006: 59) formuliert: „Mehrsprachigkeit entsteht im Herzen“. In jedem Falle bleibt das Verhältnis Zentrum-Peripherie in Spanien für die Zukunft der Romania äußerst interessant im Sinne einer heterogenen Sprachentwicklung der romanischen Sprachen in und außerhalb Europas.

Bibliographie

- ABC, 2008. *En defensa del castellano y del sentido común*. 29.9.2008 (online)
- Cichon, Peter, 2008. „Neue Minderheiten – eine Chance zur Standortbestimmung für die Mehrheitsgesellschaft“, in: *Quo vadis, Romania?*, Nr. 31/2008, 9-12.
- Doppelbauer, Max, 2008. „Eine ‘neue Minderheit’ in Spanien. Zur Anerkennung der Gitanos als Gruppe“, in: *Quo vadis, Romania?*, Nr. 31/2008, 72-95, Wien.
- El País, 2008. *Santiago apoya un manifiesto a favor del uso del gallego*. 13.5.2008 (online).
- El País, 2008. *Una veintana de intelectuales reclama reformas para defender el castellano*. 24.6.2008 (online).
- El País, 2008. *Zapatero impulsará el gallego en la Administración*. 18.9.2008 (online)
- El País, 2008. *La Generalitat expulsa el valenciano*. 25.10.2008 (online).
- Fought, Carmen, 2006. *Language and Ethnicity*. Cambridge, University Press.
- Gergen, Thomas, 2000. *Sprachengesetzgebung in Katalonien*. Tübingen, Niemeyer Verlag.
- Kremnitz, Georg, 2008. „Einige problematische Aspekte der *liste Cerquignin*“, in: *Quo vadis, Romania?*, Nr.31/2008, Wien, 17-30.

Erfolg der gemeinsamen Bewerbung von Spanien und Portugal um die Fußball-WM 2018. Die Konkurrenz Madrid-Barcelona wird weiter bestehen, unabhängig von territorialen Entwicklungen. Siehe z.B. *AVUI*, Barcelona, 2.1.2009, 29.

- Kühnel, Roland, 2008. „Galicien zwischen GALEUSCA und PORTUGALICIA: Anmerkungen zur aktuellen Identitätsdiskussion“, in: *Lusorama*, Mai 2008, 240-246, Frankfurt/Main.
- La Vanguardia, 2008. *Unas 4.000 personas se manifiestan en Barcelona contra la inmersión lingüística en la educación*. Barcelona, 22.12.2008 (online).
- Putzer, Oskar, 2006. „Staat – Nation – Sprache“, in: Abel, Andrea/ Stuflesser, Mathias/ Putz, Magdalena, (Hg.). *Mehrsprachigkeit in Europa*. Bozen.
- Touriño, Emilio Pérez, 2008. *La lengua gallega necesita apoyos que no necesita el castellano*, in: El País (Edición Galicia), 9.4.2004 (online).
- www.eurominority.org., 2006. *La Catalogne deviendra officiellement une Nation*. (Zugriff 6.7.2006).
- www.libertadlingüística.com, 2008. *Mesa por la libertad lingüística*. (Zugriff 9.11.2008).

Peripherie ohne Zentrum? Die *Ciganos* in Portugal und ihre Sprachen

Max DOPPELBAUER, Wien

1. Einleitung

Die Gruppen der Roma und Sinti leben weltweit in allen Gesellschaften mehr oder weniger an der Peripherie. Unterschiedliche historische und gesellschaftliche Voraussetzungen haben zu verschiedenen Reaktionen innerhalb der unterschiedlichen nationalen Untergruppen geführt. Besonders interessant ist hierbei die Verwendung der Sprachen innerhalb der Gruppen, zwischen den Untergruppen und im Kontakt mit der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft. Man könnte formulieren: wie kommuniziert man an der Peripherie, und: wie kommuniziert die Peripherie mit dem Zentrum? Wenn nun ein anderes Bild bemüht wird, nämlich jenes der sozialen Exklusion, stellt sich diese Frage (nur) vordergründig etwas anders. Wir sollten hier nicht aus den Augen verlieren, dass verschiedene Gruppen nicht völlig aus einer Gesellschaft ausgeschlossen werden, sondern dass sie viel mehr *innerhalb* der Gesellschaft exkludiert sind (siehe Kap. 2). So haben manche Untergruppen der Roma und Sinti in Mittel- und Osteuropa deren ursprüngliche Sprache, bzw. verschiedenste Varietäten des Romanes, noch immer innerhalb der Gruppe und in der Kommunikation mit anderen Gruppen beibehalten. Auf der iberischen Halbinsel jedoch ist diese Sprache fast völlig verschwunden und nur noch in wenigen Lexemen erhalten. Erst jüngere Migrationsbewegungen haben das Romanes als aktiv gesprochene Sprache wieder auf die Halbinsel gebracht. Die autochthonen Gitanos in Spanien und respektive die autochthonen Ciganos in Portugal haben das Romanes im Laufe der Jahrhunderte aufgegeben, wobei in einer sehr langen Übergangszeit die verschiedensten Mischsprachen zwischen dem Romanes und den regionalen Mehrheitssprachen entstanden sind, die üblicherweise unter dem Terminus Caló zusammengefasst werden. Die meisten schriftlichen Aufzeichnungen sind aus dem kastilisch bzw. katalanisch basierten Caló erhalten, aber auch eine Mischsprache aus dem Baskischen mit dem Romanes ist dokumentiert, die Errumantxela genannt wird. Diese Sprachen passten ihre Syntax und Morphologie immer mehr an die jeweiligen Mehrheitssprachen an, bis sie im 19. Jahrhundert zwar immer noch

über ein Romanes-Lexikon verfügten, die Morphosyntax aber völlig an das Kastilische und Katalanische angeglichen war. Über die Entwicklung des Errumantxela kann ich aus mangelnder Kenntnis beider Ausgangssprachen leider kein Urteil abgeben. Während die Entwicklung in Spanien relativ gut dokumentiert scheint, so ist diesbezüglich in Portugal die Quellenlage äußerst dünn. Durch den engen Kontakt von portugiesischen und spanischen Untergruppen von Gitanos bzw. Ciganos, ist auch nicht ganz klar, ob es eine eigene Vermischung des Portugiesischen mit dem Romanes gab, oder ob sich auch die Ciganos eines spanisch basierten Caló bedienen.

Im internationalen Vergleich mit mittel- und osteuropäischen Gruppen, die das Romanes in einer gewissen Varietät (angereichert um regionale Le-xeme) immer noch verwenden, drängt sich natürlich die Frage auf, inwieweit die Aufgabe der ursprünglichen Sprache mit den soziologischen Faktoren der Exklusion oder der Peripherisierung zusammenhängt.

Im vorliegenden Beitrag versuche ich, die sozialen Zusammenhänge der Sprachen der Ciganos in Portugal festzuhalten, und zumindest die Entwicklungen innerhalb der iberischen Halbinsel aufzuzeigen, um mich so einer soziologischen Interpretation anzunähern.

2. Die Zentrum-Peripherie-Metapher und die soziale Exklusion

Zunächst möchte ich jene soziologischen Modelle kurz umreißen, die ich meinen Betrachtungen zugrunde lege.

Reinhard Kreckel kritisiert ein vertikales Gesellschaftsbild (unten-oben) in der Theorie der sozialen Ungleichheit, und schlägt als logischere Alternative eine Zentrum-Peripherie-Metapher vor. In diesem Spannungsverhältnis zwischen Zentrum und Peripherie kommt es in der Gesellschaft zu einer asymmetrisch strukturierten Kräfteverteilung; es gibt eine Kräftekonzentration im Zentrum und eine Kräftezersplitterung an der Peripherie. Es ist dies ein dreidimensionales Modell, in dem die Anziehungs- und Abstoßungskräfte mehrerer unterschiedlich starker Zentren und Subzentren sich gegenseitig beeinflussen können (Kreckel 2004: 39f.). Kreckel behauptet, dass weiters Interdependenzen zwischen verschiedenen Kraftfeldern bestehen:

Ich gehe [...] von der Orientierungshypothese aus, dass zwischen den verschiedenen lokalen, regionalen, nationalen und weltweiten Ebenen sozialer Ungleichheit mit einer Vielfalt von strukturell verfestigten *Interdependenzen* zu rechnen ist. Zentrum-Peripherie-Felder können einander überlagern und voneinander in Abhängigkeit geraten [...].

Nimmt man das weltweite Kräftegefälle zwischen „Nord“ und „Süd“ als die allgemeinste nach dem Prinzip Zentrum und Peripherie strukturierte Konstellation an, so finden sich innerhalb der jeweiligen Zentren und Peripherien wiederum Zentren und Peripherien, die freilich von ihrer jeweiligen Lage im übergeordneten Kräftezusammenhang beeinflusst und geprägt, wenn auch nicht determiniert sind. [...] Wir sehen also, durch den Gebrauch der Zentrum-Peripherie-Metapher schiebt sich die Frage nach der Interdependenz der unterschiedlichen Ebenen sozialer Ungleichheit in den Vordergrund. Ob aber tatsächlich Interdependenzen vorliegen und inwieweit es sich dabei jeweils um symmetrische Verhältnisse, asymmetrische Austauschbeziehungen oder um mehr oder weniger einseitige „Dependenzen“ handelt, ist dann eine nur mit Hilfe empirischer Argumente zu klärende Frage. (Kreckel 2004: 46f.)

Parallel zu dem Bild von *Zentrum und Peripherie* existiert in der modernen Soziologie ein weiteres, jenes der *Exklusion und Inklusion*, das in eine ganz ähnliche Richtung geht. Nach Martin Kronauer geht es bei sozialer Exklusion nicht nur um gesellschaftliche Randphänomene, sondern um den dynamischen Prozess. Die Kategorie der Exklusion verweise eben vom Rand ins Zentrum der Gesellschaft und auf die Konstitutionsbedingungen und den Wandel von sozialer Ungleichheit. Er meint, dass diese Kategorie damit das Bewusstsein für neue soziale und politische Problemlagen schärfe (Kronauer 2006: 29). Weiters stellt Kronauer fest:

Ausgrenzung kann heute weniger den je als Ausgrenzung aus der Gesellschaft verstanden, sondern muss vielmehr als Ausgrenzung *in* der Gesellschaft begriffen werden. Die Ausgegrenzten sind Teil der Gesellschaft, auch wenn sie nicht an ihr teilhaben.

Im Phänomen der Exklusion steht die Demokratie auf dem Spiel. Das Ziel des Kampfs gegen die Exklusion ist die Beseitigung ausgrenzender sozialer Verhältnisse. Es zu erreichen setzt voraus, Erwerbsarbeit und soziale Rechte als relativ eigenständige Integrationsweisen anzuerkennen und auf neue Weise miteinander zu verbinden. (Kronauer 2006: 29)

In beiden Modellen wird der Gebrauch von Sprache(n) nicht thematisiert. Ich werde versuchen, in einem abschließenden Punkt dieses Beitrags genau darauf einzugehen, und den möglichen Zusammenhang sozialer Exklu-

sion oder eben einer gesellschaftlichen Peripherisierung mit den Sprachen der Ciganos in Portugal zu diskutieren.

3. Der historische Hintergrund

3.1 Die Ursprünge:

Schon zwischen dem 3. und 5. Jahrhundert scheint es – politisch bedingt – in Indien zu größeren Migrationen gekommen zu sein. Um das Jahr 850 müssen dann die ersten Gruppen von “Zott”, “Sindhi”, “Dom” und “Kalé” nach Persien und weiter in Richtung Westen aufgebrochen sein. Die Routen führten wahrscheinlich über Armenien, Kleinasien und über den Bosphorus nach Europa. Wir wissen nichts über die Motive dieser Wanderungen, doch scheint es wahrscheinlich, dass es sich oft um Vertreibungen gehandelt hat. Weiters erfolgten die Wanderungen in mehreren Wellen über einen langen Zeitraum hinweg, und die Anzahl der Migranten war unterschiedlich. (Lopes da Costa 1996: 9)

3.2 Die Ankunft in Europa:

Die ältesten schriftlichen Aufzeichnung über die Anwesenheit von Roma¹ in Europa werden ca. auf das Jahr 1300 datiert. Da die Gruppen selbst keine schriftliche Tradition besaßen, ist das, was wir über sie wissen, stets eine Außensicht der Dinge.

Für das Jahr 1347 ist in Konstantinopel eine Pestepidemie dokumentiert. 1390 schlugen die Türken die Griechen in Kleinasien. All dies könnten Gründe sein, die eine Migration nach Europa sinnvoll scheinen lassen.

Die älteste europäische Beschreibung der Roma datiert auf das Jahr 1322, als der Franziskanermönch Simon Simeonis über eine Ansiedlung einer Gruppe von Roma auf der Insel Kreta berichtet. Im Jahre 1384 tauchen sie in Quellen aus Zypern auf, d.h. dass es in diesem Jahrhundert eine verstärkte Einwanderung aus dem mittleren Osten gegeben haben muss. Sie siedelten in einigen Gegenden Griechenlands, die wegen ihrer Fruchtbarkeit Klein-Ägypten genannt wurden (Lopes da Costa 1996: 10f.). Die spanische Bezeichnung der Gruppe geht darauf zurück (gitano < egipciano).

¹ Ich verwende der Einfachheit halber den Terminus *Roma*, wenn ich mich auf die Gesamtheit der Gruppen in einem historischen Zusammenhang beziehe, bin mir aber dessen bewusst, dass diese Zusammenfassung nicht ganz unproblematisch ist, da diese Bezeichnung heute von vielen (Unter-?)Gruppen nicht akzeptiert wird. Ich verwende die Bezeichnung *Ciganos*, wenn ich mich auf die Untergruppen innerhalb Portugals beziehe, und *Gitanos*, wenn ich die Gesamtheit der spanischen Gruppen meine.

Um das Jahr 1385 ist ihre Anwesenheit in der Walachei dokumentiert, 1407 gibt es erste Nachrichten aus Deutschland, 1419 wird ihre Ankunft in Paris gemeldet und 1422 in Italien.

Ihre Ankunft auf der iberischen Halbinsel erfolgt im Jahre 1425, als der König von Aragonien, Alfons el Magnànim, einem gewissen *Don Juan de Egipte Menor* mit seiner begleitenden Gruppe einen Schutzbrief in katalanischer Sprache zum Verweilen in seinem Königreich ausstellt. Im Jahre 1462 kommt die erste Gruppe nach Andalusien, und im Laufe der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommen mehrere Gruppen aus Griechenland wahrscheinlich am Seeweg auf die iberische Halbinsel (Lopes da Costa 1996: 11).

Wurde ihre Ankunft anfangs noch akzeptiert, so wendet sich das Blatt in Spanien, als die *Katholischen Könige* im Jahre 1499 in der "Pragmática Sanción de Medina del Campo" folgendes anordnen: "o se hacían sedentarios y se buscaban señores, o después de sesenta días serían expulsados." Dies war wahrscheinlich einer der Gründe, warum viele ihre Wanderung fortsetzten.

4. Die Ankunft in Portugal, Geschichte der Verfolgung

Die erste Erwähnung der Gruppe in Portugal erfolgte in literarischer Form und wahrscheinlich um 1510. Das Gedicht von Luís da Silveira mit dem Titel "As Martas de D. Jerónimo" bezieht sich in folgender Art auf sie:

As Martas de D. Jerónimo
Queyxa-sse Luys Teyxeira,
Tem ja mil concrusões postas,
Que lhe tiraram das costas
Estas peles de toupeyra.
Nam ssabe per que maneira
Lhe fizeram tal engano;
Diz c'ou ele foy Çiguano,
Ou muy fina feytiçeira.

(Lopes da Costa 1996: 15)

Hier werden bereits die heute noch typischen Stereotype vorgetragen. Dieses Gedicht, ist Teil des *Cancioneiro Geral* von García de Resende, der erstmals im Jahre 1516 publiziert wurde. Es ist also wahrscheinlich, dass die ersten Untergruppen schon Ende des 15. Jahrhunderts in Portugal einwanderten.

Ein wenig später widmet der Dramatiker Gil Vicente im Jahre 1521 mit der “Farsa das Ciganas” der Gruppe ein ganzes Stück:

Farsa das Ciganas

Auto de umas Ciganas, representado ao muito alto e poderoso Rei D. João, o terceiro deste nome, em a sua cidade d’Évora, era do Redemptor 1521.

No início entram quatro ciganas, Martina, Cassandra, Lucrecia e Giralda:

Mar. Mantenga, fidalgus senurez hermuzuz.

Cas. Dadnuz limuzna pur la amur de Diuz;
Cristianuz sumuz, veiz aqui la cruz.

Luc. La virgen Maria uz haga dichuzuz,
Dadnuz limuzna, señuruz pudruzuz.
Tantico de pan, haré la mezura.

Mar. Ó preciuza rozica señora,
El cielo vuz cumpla deseuz vuestruz

[...]. (Marques Braga: 319)

Die Ciganas von Gil Vicente sprechen also in einer (grotesken) Varietät des Kastilischen aus Andalusien. Und sie äußern sich auch über ihre Herkunft:

Mar. Mantenga señuraz y rozas y ricas.
De Grecia sumuz hidalgaz por D(i)uz.
Nuestra ventura que fue cuntra nuz.
Por tierraz extrañaz nuz tienen perdidaz.
Dadnuz esmula, esmeraldaz polidaz

[...]. (Marques Braga: 322)

Es ist schwierig, diese *Farsa das Ciganas* inhaltlich einzuordnen. Aus Spanien ist aus dieser Zeit überliefert, dass die Gitanos hauptsächlich Viehzüchter oder Schmiede waren. Gil Vicente präsentiert aber Bettlerinnen und Wahrsagerinnen, die des Handlesens mächtig sind und in die Zukunft schauen können (Marques Braga: 319). Das aus unserer Sicht Interessanteste ist sicherlich, dass die Ciganas auf Kastilisch kommunizieren, bzw. in einer andalusischen Varietät.

Gil Vicente verwendete auch in anderen Stücken Charaktere von Ciganos, beispielsweise im “Auto da Festa”, einem Stück in portugiesischer Sprache, in dem aber die beiden Ciganas, Lucinda und Graciela, kastilisch sprechen, nun aber mit sehr wenigen dialektalen Markierungen.²

Aber nicht nur in der portugiesischen Literatur wurde die Marginalität dieser gesellschaftlichen Gruppe manifest. Auch der Hof und die Legislative reagierten sehr schnell auf jene neue Gruppe innerhalb der Gesellschaft.

Im Jahre 1525 verboten die *Cortes de Torres Novas* unter Dom João III den Ciganos die Einreise nach Portugal. Im Jahr darauf wurde dies wiederholt und mit dem Zusatz erweitert, dass jene, die sich bereits in Portugal befanden, das Land zu verlassen hätten.

Diese Dekrete dürften aber keine allzu großen Folgen gezeigt haben, denn 1538 kommt ein neues Dekret hinzu, das bestimmt, dass die Gruppe

[...] sejam presos e publicamente açoutados, com baraço e pregão [...] outra vez açoitada publicamente e perderá todo o móvel que tiver.
(Leite de Vasconcellos 1958: 358)

Im Jahre 1557 kam dann noch die Zwangsarbeit auf Galeeren als Strafe hinzu. (*ibid.*)

Dom Sebastião verfügt im Jahre 1573, dass die Ciganos 30 Tage hätten, um das Land zu verlassen, wiederum mit Androhung von Strafgaleeren. Ein Jahr später beginnt man damit, als alternative Strafe die Zwangsübersiedlung nach Brasilien einzuführen.

1592 wird von Felipe I. nun erstmals die Todesstrafe ins Spiel gebracht, sofern sie das Land nicht verlassen würden oder sich sesshaft machten (Lopes da Costa 1996: 16). Unter Felipe II. wurde die Todesstrafe 1603 durch Vertreibung ersetzt.

Alle Regelungen dürften aber nicht die gewünschte Wirkung erzielt haben, denn 1654 bestimmt Dom João IV., dass alle Ciganos nach Brasilien, Cabo Verde und São Tomé zwangsübersiedelt werden sollen, später dann auch nach Angola (Leite de Vasconcellos 1958: 360). Aber wieder hatten die Autoritäten nicht genug Macht oder den fehlenden Willen, alle Verordnungen durchzusetzen.

Nach verschiedenen anderen Vertreibungsverordnungen und Dekreten gegen die Gruppe der Ciganos (z.B. 1686, 1694, 1696, 1708, 1718, 1745)

² In diesem Zusammenhang verweise ich auf die Arbeiten von Maria Ana Ramos (Ramos 2003a, Ramos 2003b).

bestimmt Dom José im Jahre 1760, dass alle Kinder der Gruppe von Ihren Eltern getrennt werden sollten, um ihnen dann handwerkliche Berufe beizubringen. Die Erwachsenen sollten beim Militär oder im öffentlichen Dienst und zu einem angemessenen Gehalt arbeiten. Sie mussten sesshaft werden, durften nicht in Gruppen unterwegs sein und durften keinen Viehhandel mehr betreiben. Zuwiderhandelnde sollten in die Kolonien verschickt werden. (Leite de Vasconcellos 1958: 360)

Nach dem Erdbeben von Lissabon, 1755, wurden viele dann 1756 zur Zwangsarbeit zum Wiederaufbau der Hauptstadt herangezogen. In den Jahrzehnten danach folgen verschiedene Dekrete und Gesetze zur weiteren Diskriminierung der Ciganos (z.B. 1800, 1848, 1920). (Leite de Vasconcellos 1958: 361).

Im Jahre 1954 kommt es zu einem neuerlichen Versuch, die Gruppe der Ciganos per Gesetz zu vertreiben. In einem Gesetzesantrag (no. 30/54 de Abril) aus dem Jahre 1954 verlangt die *Procuradoria-Geral da República* die Schaffung eines eigenen Identitätsausweises. In diesem Zusammenhang empfiehlt das Oberkommando der Guarda Nacional Republicana dem Innenministerium folgendes:

[...] II. É aconselhavel que, por via hierárquica, seja recomendado a todas as autoridades com funções policiais persistente vigilância de ciganos e de indivíduos fazendo vida semelhante, em especial promovendo:

- A verificação de se acharem registrados nas Conservatórias, os que o devam ser;
- procedimento repressivo e necessario à feitura do referido registo, no caso de se não encontrar feito;
- a organização de cuidadoso cadastro policial, nos termos da lei geral, abrangendo o maior número possível de indivíduos;
- a entrega à Polícia Internacional e de Defesa do Estado, para expulsão do país, dos que sejam estrangeiros não documentados ou indesejáveis;
- [...]
- a entrega aos tribunais competentes dos menores de 16 anos em perigo moral; [...]

(Lopes da Costa 1996: 17f.)

Dieses Dokument konnte aber nicht durchgesetzt werden. Erst im Jahre 1980, in der Zweiten Republik, werden alle bisherigen Verordnungen als verfassungswidrig aufgehoben.

Im Jahre 1985 wird dann ein neues Polizeigesetz verabschiedet, das *Regulamento Geral do Serviço na Guardia Nacional Republicana*. Im Artikel 81 jenes Gesetzes wird nun die spezielle Überwachung von „Nomaden“ vorgeschrieben. Dies ist nichts anderes als eine Umschreibung der Gruppe der Ciganos³. Außerdem heißt es hier:

[...] deve exercer especial vigilância sobre grupos e caravanas que habitualmente se deslocam de terra em terra fazendo comércio, participando em feiras ou desenvolvendo quaisquer outras actividades próprias da vida itinerante, observando-os nos seus movimentos com o fim de prevenir e reprimir a prática de actos delituosos. (Amaro 2008)

Im Jahre 1993 verordnete die Stadtverwaltung von Ponte de Lima (im Bezirk von Viana do Castelo), dass „indivíduos da étnia cigana“ den Bezirk verlassen müssten, und dass sie in Zukunft jeweils nur mehr 48 Stunden auf dem Gemeindegebiet verbringen dürften. Diese Verordnung wurde jedoch von der Staatsanwaltschaft aufgehoben. (Vilas-Boas 2004)

Um dieses Kapitel der Verfolgungen abzuschließen, sollte aber noch darauf hingewiesen werden, dass es auch „positive“ Überlieferungen über die Ciganos in Portugal gibt. So wird immer wieder berichtet, dass über die Jahrhunderte die Ciganos besonders mutige Soldaten der portugiesischen Krone waren. So dienten beispielsweise im Jahre 1649 ca. 250 Ciganos dem König als Soldaten. (Leite de Vasconcellos 1958: 365)

Im Großen und Ganzen stellen wir aber heute dieselben Vorurteile gegen die Gruppe fest wie in den vergangenen Jahrhunderten. Zumindest die gesetzliche Diskriminierung ist theoretisch gefallen, (abgesehen von dem Versuch aus dem Jahre 1993 auf Gemeindeebene). Von einer Anerkennung der Ciganos als Gruppe, wie dies in Spanien im Jahre 2007 geschehen ist, scheint man in Portugal aber noch weit entfernt (vgl. Doppelbauer 2008).

³ Dies meint auch José Bento Amaro in seinem Artikel „Portaria de 1985 manda GNR vigiar nómadas e mendigos“ vom 26.07.2008 in der Zeitung *O Público*. (<http://ultimahora.publico.clx.pt/noticia.aspx?id=1336632&idCanal=62>)

5. Die aktuelle Situation der Ciganos in Portugal

Heute wird die Zahl der Ciganos in Portugal auf ca. 50 000 geschätzt. In einer Umfrage auf Gemeindeebene aus dem Jahre 2001 ermittelte man zwar nur einen Wert von knapp 22 000 Individuen (SOS Racismo 2001: 41), aber da eine große Anzahl von Gemeinden die Fragebögen nicht retournierte, bzw. unausgefüllt zurück sandte, ist diese Zahl mehr als zweifelhaft.

Man schätzt, dass ca. 40% der Gruppe in Lissabon und der näheren Umgebung der Hauptstadt lebt. Die restlichen 60% scheinen sich relativ gleichmäßig über das Land zu verteilen, wobei eher eine Konzentration auf städtische Räume festzustellen ist. „Größere“ Gruppen befinden sich in Bragança, Braga, Porto, Viseu, Beja, Aveiro, Setúbal, Faro, Leiria, Portalegre, Santarem, Vila Real, Viana do Castelo, Castelo Branco, Évora, Guarda und Coimbra (SOS Racismo 2001: 31).

Ca. 90% der Ciganos sind sesshaft, 10% leben nach wie vor als Fahrende. Die große Mehrheit der Ciganos ist als fahrende Händler tätig. Nach wie vor ist ihnen der portugiesische Arbeitsmarkt wegen vieler Vorurteile kaum zugänglich. Die gesamte Gruppe ist in hohem Maße marginalisiert und scheint völlig aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein. Ein großes Problem stellt außerdem die Einschulung vieler Kinder dar. (SOS Racismo 2001)

Weiters meine ich feststellen zu können, dass die Ciganos in Portugal jene Gruppe der Gesellschaft darstellen, die für die Mehrheitsgesellschaft die meisten negativen Konnotationen besitzt. Oftmals hörte ich den Satz, dass die Ciganos noch ungeliebter seien als die Immigranten aus Cabo Verde.

6. Die Sprachen der Ciganos in Portugal

Hier muss zunächst bemerkt werden, dass die Ciganos, bzw. Roma im Allgemeinen, nie eine homogene Gruppe waren. Schon bei ihrer Vertreibung (?) aus Indien sind mehrere Gruppen belegt, wobei jene, die im 15. Jahrhundert auf die iberische Halbinsel gelangten, den Kalé zugerechnet werden.

Gemeinsam hatten diese Gruppen aber eine Sprache, das Romanes, eine Sprache, die mit anderen indischen Sprachen wie dem Hindi, dem Pandjabi, dem Sindhi oder dem Gujarati nah verwandt ist. Diese Verwandtschaft wurde von dem deutschen Ethnologen und Sprachforscher Christian Christoph Rüdiger am Ende des 18. Jahrhunderts nachgewiesen (Heinschink / Krasa 2004: 12f.).

Um während ihrer Migrationen den Kontakt mit der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung aufrecht zu erhalten, bzw. Handel zu treiben, mussten

zumindest Teile der Gemeinschaften schon relativ früh zweisprachig gewesen sein.

Im 19. Jahrhundert stellte der englische Missionar George Borrow bei seinen Fahrten durch Andalusien fest, dass verschiedenste lexikalische Einflüsse im Romanes der iberischen Halbinsel auftreten, nämlich aus dem Persischen, dem Griechischen, aus slawischen Sprachen und aus dem Ungarischen. Aus dem Arabischen fand er keine lexikalischen Entlehnungen, woraus er schloss, dass die Kalé über Mitteleuropa auf die iberische Halbinsel gelangt sein mussten und nicht über Nordafrika (Borrow 2007).

Als sie auf die iberische Halbinsel gelangten, mussten sie nun auch Katalanisch und dann Kastilisch lernen. Schon im 16. Jahrhundert wurde ihre eigene Sprache in Spanien offiziell verboten, und in der Folge entstanden die bereits eingangs erwähnten Mischsprachen, die üblicherweise unter dem Terminus Caló zusammengefasst werden.

Ignasi-Xabier Adiego stellt im Wortschatz der verschiedenen iberischen Caló lexikalische Einflüsse aus den verschiedensten Sprachen fest, aus dem Sanskrit, dem Persischen, dem Ossetischen, dem Armenischen, dem Griechischen, dem Slawischen, dem Deutschen, dem Okzitanischen (?), und dem Katalanischen bzw. Kastilischen. Anhand dieser Angaben kann nun eine relativ genaue Reiseroute nachgezeichnet werden. Keinen Einfluss gibt es aus dem Türkischen, was bedeutet, dass die Gruppen wahrscheinlich nie in längerem Kontakt mit den Türken standen, dass sie eben schon weitergezogen waren, als Konstantinopel erobert wurde (Adiego 2004: 15ff.).

Heutzutage sprechen die Gitanos in Spanien zum weitaus größten Teil Kastilisch in seinen regionalen Varietäten, ein kleiner Teil spricht Katalanisch und Kastilisch und ein kleiner Teil spricht weiters noch Galicisch. In Spanien haben sich die jeweiligen Gruppen an die Sprachen der Mehrheitsbevölkerung assimiliert.

Portugal repräsentiert innerhalb der iberischen Halbinsel einen Sonderfall. Schenken wir den Theaterstücken von Gil Vicente Glauben, dann sprachen die Ciganos, als sie nach Portugal kamen, Kastilisch in seiner andalusischen Varietät. Am Ende des 19. Jahrhunderts publizierte der portugiesische Sprachforscher Adolfo Coelho seine Studien mit dem Titel „Os Ciganos de Portugal. Com um estudo sobre o calão“. In diesem Buch, in dem es um die Sprache der portugiesischen Ciganos gehen soll, präsentiert Coelho ein Caló, das ganz eindeutig kastilisch basiert ist, und in dem kaum Einflüsse des Portugiesischen festzustellen sind. Dies kann nun mehrere Gründe haben:

Einerseits ist es möglich, dass die Gitanos in Spanien schon relativ bald ihr eigenes Romanes mit dem Kastilischen vermischten, und mit dieser Mischsprache und dem Kastilischen wanderten sie dann weiter nach Portugal.

Natürlich ist auch möglich, dass die portugiesischen Ciganos zwischen Portugal und Spanien hin- und herwanderten, und dass sie sich sprachlich wie sozial nie von den Gruppen innerhalb Spaniens trennten. Dafür würde auch sprechen, dass heute nach wie vor sehr viele Ciganos in Portugal das Kastilische perfekt beherrschen.

Andererseits geht aus dem Buch von Adolfo Coelho hervor, dass dieser sich hauptsächlich auf die Studien von George Borrow aus dem Jahre 1841 und aus Spanien stützte. Wir könnten an diesem Punkt (unfreundlicherweise) unterstellen, dass wegen der prekären Quellenlage in Portugal Adolfo Coelho die Arbeit Borrow's aktualisierte und auf Portugal anwendete, ohne die tatsächlichen kommunikativen Verhaltensweisen der Ciganos zu seiner Zeit innerhalb Portugals im Detail zu untersuchen.

Sicher ist, dass die Ciganos in Portugal auch das Portugiesische erlernten. Es ist aber nicht ganz klar, ob sich auch mit dem Portugiesischen verschiedene Mischsprachen bildeten.

Ein halbes Jahrhundert nach Coelho erscheint in Portugal die „Etnografia Portuguesa“ von Leite de Vasconcellos, wo der Gruppe der Ciganos immerhin ca. 70 Seiten gewidmet werden. Leite de Vasconcellos beschreibt detailliert die Geschichte der Verfolgungen der Ciganos in Portugal. Er stützt sich in vielen anderen Punkten auf Adolfo Coelho und schreibt weiterhin viele Stereotype fest, wie beispielsweise:

Os Ciganos trocam, vendem e compram cavalgaduras, são tosquiadores de gado, comerciantes de panos ao domicílio, e, principalmente ladrões ou contrabandistas da mercadoria com que traficam. [...] (Leite de Vasconcellos 1958: 376)

Oder an anderer Stelle heißt es unter dem Kapitel „Vida psíquica“:

Os Ciganos são vivos, verbosos, astutos, inteligentes, emocionáveis, desconfiados. São hipócritas: afectem devoção religiosa e humildade que não possuem. Sua altivez até, por vezes, se denuncia no pedir. Embora andrajosos e de chapéu no mão, pedem de cara levantada e com ar de familiaridade.

Não têm palavra. Mentem constantemente. Quando, por acaso, falam verdade, ao firmarem certo contrato com um estranho, voltam-se para os companheiros presentes e dizem: 'Txá txi pe...' 'Isto agora é verdade.' São infieis, ladrões, salteadores de estrada, desordeiros temíveis e sanguinários. [...] (Leite de Vasconcellos 1958: 404f.)

Diese Liste von stereotypen Aufzählungen könnte nun beliebig verlängert werden. Ich meine, diese Äußerungen bedürfen keines Kommentars.

Über die Sprache der Ciganos äußert sich Leite de Vasconcellos folgendermaßen:

Falam espanhol, português e uma linguagem própria a que dão o nome de romanôm, romano e rumanho. Segundo A. Coelho, 'o rumanho não é mais do que o espanhol influenciado pelo português e semeado de palavras particulares, a maior parte das quais se encontra também no gitano ou linguagem dos Ciganos de Espanha.' [...]

Falam o rumanhouns com os outros e em nossa presença, quando em sua trapaças, não querem que os entendamos. (Leite de Vasconcellos 1958: 411)

Einerseits bezieht sich Leite de Vasconcellos auf Coelho, andererseits bringt er eigene Beispiele und betont an mancher Stelle, dass er selbst jene Beobachtungen gemacht habe. Er präsentiert auch „neuere“ Wortlisten mit Ausdrücken aus dem Romanes. Genaueres über die tatsächliche Sprache der Ciganos bleibt aber auch er schuldig.

6.1 Besonderheiten im Portugiesischen innerhalb der Gruppe

Im Jahre 2008 versucht der Anthropologe Daniel Seabra Lopes das Bild der Ciganos in Portugal zu korrigieren, indem er seine Dissertation über die Gemeinschaft der Ciganos in Lissabon publiziert. Er selbst hat sich über ein Jahr lang mit der Gruppe beschäftigt und auch mit ihnen gelebt. Über die Sprachen schreibt er, dass heute so gut wie alle Ciganos Portugiesisch sprechen und ein Großteil von ihnen auch hohe Kompetenzen in Kastilisch aufweisen, dies wahrscheinlich durch den intensiven Kontakt zu den Gruppen im Nachbarstaat.

Außerdem beschreibt er ein hochinteressantes Phänomen: Wenn Ciganos mit Nicht-Ciganos sprechen, dann verwenden sie ein Portugiesisch, das mehr oder weniger der Norm entspricht, wenn sie aber innerhalb der Gruppe kommunizieren, dann sprechen sie mit einer eigenen Intonation. Seabra

Lopes beschreibt eine phonetische Änderung bei einigen Wörtern und eine Verdoppelung oder den Austausch verschiedener Silben.

So werde in der Anrede statt "vocês" oder "vos" die Form "vocêzes" verwendet, und statt „a gente“ in der Bedeutung von „wir“ wird „a gentes“ gebraucht.

In der Verbmorphologie kommt es auch zu einem besonderen Phänomen, denn in der zweiten Person Singular der Vergangenheit springt das Binnen-S ans Ende: So wird aus „fizeste“ „fizetes“ und aus „viste“ wird bspw. „vites“, etc...

Weiters wird bei vielen Ausdrücken ein anlautendes „a-“ zum „i-“: so wird bspw. aus "ambiente" „imbiente“, oder aus „antibiótico“ wird „intibiótico“.

Unter gewissen Umständen fungieren diese phonetischen und morphologischen Besonderheiten als kollektive Identitätsmarkierungen.

Außerdem kommen zu diesen Veränderungen auch Verschiebungen im Feld der Semantik, und Wörter wie ua. „raça“, „desordem“, „pedimento“ oder „fugir“ bekommen eine eigene Konnotation, bzw. eine von der üblichen abweichende Bedeutung.

Aber die auffälligste Eigenheit des Portugiesischen der Ciganos ist laut Seabra Lopes die besondere Intonation, die nicht mit phonetischen Transkriptionen festzuhalten ist. Viel eher würde man hier musikalische Transkriptionsmöglichkeiten benötigen, um diese Modulationen niederzuschreiben. (Seabra Lopes 2008: 96ss)

Weiters gibt es in den verschiedenen Regionen Portugals auch unterschiedliche Realisierungen dieser Intonation.

Abschließend soll noch festgehalten werden, dass Gruppen von portugiesischen Ciganos auf der ganzen iberischen Halbinsel verstreut leben, üblicherweise in größeren urbanen Zentren wie Madrid, Sevilla, Barcelona, aber auch auf den Balearen und im País Valencià.

Außerdem ist es in den letzten Jahrzehnten zu einer neuen Zuwanderung von Gruppen hauptsächlich aus Osteuropa gekommen, die das sprachliche Panorama dieser Gruppen nun neuerlich erweitern. Aber mit diesen Migrationen scheinen sich auch Spannungen innerhalb der Mehrheitsbevölkerung zu vergrößern. Die alten Vorurteile beherrschen noch immer den allgemeinen Diskurs.

7. Sprache und Peripherie: eine Schlussbetrachtung

Das Sprachverhalten einer Gruppe kann, sowie wir gesehen haben, durch erzwungene Marginalisierung oder gesellschaftliche Exklusion unterschiedliche Folgen haben.

In Spanien hat die gesellschaftliche Randlage der Gitanos dazu geführt, dass im Laufe der Jahrhunderte die ursprüngliche Sprache zuerst zugunsten einer Mischsprache aufgegeben wurde; am Ende folgte schließlich die sprachliche Assimilation an die jeweilige Mehrheitsgesellschaft. Heute sind nur mehr vereinzelte Markierungen im Diskurs vorhanden, d. h. innerhalb der Gruppe gibt es noch einzelne verstreute Lexeme aus dem Caló, die wahrscheinlich als kollektive Identitäts-Marker fungieren. Auch innerhalb der intellektuellen Schicht der Gitanos in Spanien treten seit Kurzem solche Identitäts-Marker aus dem neu entwickelten Standard Romanes innerhalb ihres Diskurses auf. Dieses Standard-Romanes soll seit der offiziellen Anerkennung als Gruppe im Jahre 2007 als Gruppensprache „zurück“-gewonnen werden.

Auch in Portugal wurde die Gruppe zwar sprachlich assimiliert, doch gleichzeitig bildeten die Sprecher eine eigene Varietät des Portugiesischen aus, die weit über vereinzelte Identitäts-Marker hinausgeht. Hier wurde also die ehemalige Mischsprache durch eine neue Varietät ersetzt, was in Spanien in dieser Form nicht beobachtet werden kann.

Nun könnte einer der Faktoren dafür der unterschiedliche Grad an Peripherisierung, bzw. sozialem Ausschluss liegen.

Ich habe den Eindruck, dass eines der Probleme der portugiesischen Gitanos jenes ist, dass die soziale Exklusion ein kollektives Identitätsmerkmal innerhalb der Gruppe geworden ist. In Spanien glaube ich Ähnliches nicht beobachtet zu haben. Freilich ist in allen mir bekannten Untergruppen die Assimilation ein Schreckgespenst, und die sog. Integration ist für viele nur ein Weg dorthin.

Während weiters in Spanien die Gruppe der Gitanos zumindest auf kultureller, künstlerischer Ebene (aktiv wie auch passiv), z.B. in der Musik und im Tanz, innerhalb der Gesellschaft Anerkennung findet, also auch positiv konnotierte Räume der Gesellschaft besetzt, fällt dieser Faktor innerhalb Portugals weitgehend weg.

In Spanien haben sich an der Peripherie gewisse Sub-Zentren der Gitanos gebildet, die nun für die eigene Gruppe die soziale Exklusion mit bescheidenen Erfolgen bekämpfen; geographisch wären hier Granada, vielleicht auch Barcelona oder Madrid zu nennen. Ähnliches ist in Portugal derzeit nicht sichtbar. Die soziale Exklusion bildet sich aber stets in Presse-

medlungen ab, in denen es bspw. um bewaffnete Bandenkriege an der Peripherie Lissabons geht.

Die im Titel aufgeworfene Frage, ob nun die Giganos in Portugal eine Peripherie ohne Zentrum darstellten, kann nur im Zusammenhang mit der Erkenntnis beantwortet werden, dass eine soziale Exklusion immer nur innerhalb der Gesellschaft möglich ist. Der Grad an sozialer Exklusion oder Peripherisierung kann bei der Gruppe der Giganos als ziemlich hoch gewertet werden. Auch die Entwicklung einer eigenen Gruppenvarietät deutet darauf hin. Dass die Giganos zu einem Großteil Kastilisch beherrschen, zeigt aber, dass sie sich auch nach anderen Sub-Zentren orientieren.

8. Bibliographie

- Adiego, Ignasi-Xavier, 2004. „Del romaní comú als calós ibèrics“ in: *Llengua & Literatura*, Nr. 15, 211-236.
- Amaro, José Bento, 2008. „Portaria de 1985 manda GNR vigiar nómadas e mendigos“ in: *O Público*, 26.07.2008.
- Boretzky, Norbert, 2002. „Romani“, en: Okuka, Miloš. (ed.), 2002: *Lexikon der Sprachen des europäischen Ostens*. Klagenfurt (= Wieser Enzyklopädie des europäischen Ostens 10).
- Borrow, George, 2007 [1841]. *The Zinçali or an Account of the Gypsies of Spain*. [London: John Murray], Faksimile-Ausgabe: Sevilla: Extramuros.
- Budé, Heinz / Willisch, Andreas (Hg.), 2006. *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Coelho, Adolfo, 1995 [1892]. *Os Ciganos de Portugal. Com um Estudo sobre o Calão*. Lisboa: Edições Dom Quixote.
- Courthiade, Marcel, 2004. „Les Rroms dans le contexte des peuples européens sans territoire compact“, en: *Bulletin de l'Association des Anciens élèves de l'INALCO*, pp. 31-78.
- Djurić, Rajko / Courthiade, Marcel, 2004. *Les Rroms dans les Belles-Lettres Européennes*. Paris: L'Harmattan.
- Doppelbauer, Max, 2008. „Eine ‚neue Minderheit‘ in Spanien. Zur Anerkennung der Gitanos als Gruppe“, in *QVR*, Nr. 31, 72-95.
- Fonseca, Ernesto Paulo et al., 2005. *Representações sociais das comunidades cigana e não-cigana*. Porto: Alto Comissariado para a Imigração e Minorias Étnicas (acime) / FCT – Fundação para a Ciência e a Tecnologia.
- Haupt, Gernot, 2006. *Antiziganismus und Sozialarbeit*. Berlin: Frank & Timme.

- Heinschink, Mozes / Krasa, Daniel, 2004. *Romani – Wort für Wort*. Bielefeld: Reise Know How Verlag
- Kreckel, Reinhard, 2004 [3.Aufl.]. *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt / New York: Campus Verlag.
- Kronauer Martin, 2006. „Exklusion‘ als Kategorie einer kritischen Gesellschaftsanalyse. Vorschläge für eine anstehende Debatte“, in: Bude, Heinz / Willisch, Andreas (Hg.), *op. cit.*, 27-45.
- Leite de Vasconcellos, João, 1958. *Etnografia Portuguesa*. Lisboa: Imprensa Nacional, Volume IV.
- Llera Blanes, Ruy, 2008. *Os Aleluias. Ciganos evangélicos e música*. Lisboa: Imprensa de Ciências Sociais.
- Lopes da Costa, Elisa Maria, 1996. *O Povo Cigano em Portugal da História à Escola. Um caleidoscópio de informações*. Setúbal: CIOE / ESE.
- Marques Braga, s.a.. *Gil Vicente: Obras Completas*. Lisboa: Editora Sá da Costa, Volume V.
- Nunes, Olimpio, 1996. *O povo cigano*. Lissabon: Eigenverlag.
- Ramos, Maria Ana, 2003a. „Ciganos literários do século XVI“ in: Marília, Mendes (ed.). *A Língua Portuguesa em Viagem*. Frankfurt aM.:Verlag Teo Ferrer de Mesquita, 57-90.
- Ramos, Maria Ana, 2003b. „Que língua é a língua dos ciganos vicentinos?“ in: *Gil Vicente – 500 anos depois*. (Actas do Congresso Internacional realizado pelo Centro de Estudos de Teatro da Faculdade de Letras de Lisboa). Lisboa: Imprensa Nacional – Casa da Moeda, col. Temas Portuguesas, II, 151-182.
- San Román, Teresa, 1994. *La diferència inquietant. Velles i noves estratègies culturals dels gitanos*. Barcelona: Fundació Serveis de Cultura Popular.
- Seabra Lopes, Daniel, 2008. *Deriva Cigana. Um estudo etnográfico sobre os ciganos de Lisboa*. Lisboa: Imprensa de Ciências Sociais.
- SOS Racismo., 2001. *Sastipen ta li - Saúde e liberdade. Ciganos - números, abordagens e realidades*. Lisboa.
- Stichweh, Rudolf, 2005. *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Vilas-Boas, Manuel, 2004. „Ciganos - os eternos imigrantes“, in: <http://www.alem-mar.org/cgi-bin/buildprint.pl?EEFZEyVVFZreAuJUBH>

Rezension:

Gabriele Budach / Jürgen Erfurt / Melanie Kunkel, dir., 2008. *Écoles pluri-lingues – multilingual schools: Konzepte, Institutionen und Akteure*. Internationale Perspektiven. Frankfurt/Main: Lang, 432 S.

Die Lektüre des vorliegenden Buches weckt Zuversicht und bringt zugleich die Notwendigkeit nachhaltigen Engagements zum Ausdruck. Das hat damit zu tun, dass es das Wirken zweier gegenläufiger Einflussfaktoren auf schulische Mehrsprachigkeit aufzeigt: zum einen die wachsende Zahl von Initiativen, die den Sprachenpluralismus unserer Gesellschaft auch in der Wahl der Unterrichtssprache und im Fächerkanon verwirklicht sehen möchten, zum andern die Beharrungskräfte eines öffentlichen Schulsystems, das trotz dieser Initiativen politisch, curricular und unterrichtspraktisch weiterhin deutlich monolingual geprägt ist. Denn wenn auch das von der Nationalstaatsidee herrührende schulische Einsprachigkeitspostulat an der schulischen Basis, bei engagierten LehrerInnen und Eltern, allmählich an Bindewirkung verliert, so wird doch klar, dass es noch erheblicher Anstrengungen bedarf, um es endgültig auszuhebeln.

Der erste Themenblock des Buches, der sich vor allem mit dem schulischen Umgang mit Mehrsprachigkeit in Geschichte und Gegenwart beschäftigt, macht rasch deutlich, dass Schule ein Schlüsselinstrument sozialer Kontrolle und zugleich zentrale Trägerin gesellschaftlicher Veränderung ist. Er liefert ein breites Spektrum an allgemeinen schulsprachpolitischen und konkret unterrichtspraktischen Konzepten und Vorgehensweisen. Der Blick in die Geschichte zeigt dabei, dass es zu jeder Zeit mehrsprachige Unterrichtspraktiken gegeben hat, so etwa in der K&K-Monarchie, die nach dem Toleranzprinzip der 'Landesüblichkeit' neben den Staatsprachen Deutsch und Ungarisch die jeweiligen Gebietssprachen in Verwaltung und Schule zuließ. Im Übrigen war man gut beraten, dies zu tun, andernfalls wäre der habsburgische Vielvölkerstaat wohl schon vor 1918 auseinander gebrochen.

Teils explizit, teils implizit verweisen die Beiträge darauf, dass mehrsprachiger Unterricht immer wieder mit bestimmten Problemen bzw. Herausforderungen zu kämpfen hat. Da ist vor allem die verbreitete Vorstellung, schulische Zweisprachigkeit führe zu einem subtraktiven Bilinguismus und gar zu Semilinguismus. Eine wesentliche Ursache für dieses häufig anzutreffende Vorurteil ist dabei just das, was mit unterrichtlicher Bilingualität überwunden werden soll, nämlich die Handhabung eines rigorosen Monolinguisimus auch

gegenüber allophonen Schulkindern. Indem diese nicht in der Muttersprache, sondern ausschließlich in ihrer Zweit- bzw. der Schulsprache alphabetisiert werden, sind sie, manchmal vorübergehend, manchmal dauerhaft, im Vollerwerb beider Sprachen gehandicapt.- Ein anderes Problem ist, dass Sprecher von Migranten- und Regionalsprachen ein oft defizitäres Sprachbewusstsein haben, was wiederum angesichts der gesellschaftlichen Marginalisierung ihrer Sprachen nicht verwunderlich ist.- Eine weitere Herausforderung für mehrsprachigen Unterricht, wiederum vor allem für Migranten- und Regionalsprachen, ist das, was man die 'Nützlichkeitsfalle' nennen könnte. Natürlich ist absolut sinnvoll und notwendig, bei der Planung zweisprachigen Unterrichts Fragen der sozialen Anwendung diversifizierter, schulisch vermittelter Sprachfertigkeiten mit ins Kalkül ziehen. Ein Blick auf das Eurobarometer-Spezial „Die Europäer und ihre Sprachen“ von Februar 2006 zeigt, dass die gesellschaftliche Valorisierung von Mehrsprachigkeit vor allem von ihrer Nützlichkeit bzw. Anwendbarkeit in kommunikatorischen Relevanzbereichen abhängt. Das heißt natürlich, dass bei aller Bedeutung der Schule für die Sprachweitergabe das Schicksal von Migranten- und Regionalsprachen nicht hier, sondern über ihre Anwendbarkeit in Alltagskommunikation, Berufsleben, Medien, Freizeitbereich etc. entschieden wird. Was das praktisch heißen kann, zeigen z.B. die Beiträge über das Elsass und die Region Nord-Pas-de-Calais, in denen bilingualer Unterricht weniger zwischen Französisch und Elsässisch bzw. Flämisch, sondern vor allem zwischen Französisch und den kommunikatorisch besser kapitalisierbaren Staatssprachen Deutsch und Niederländisch nachgefragt wird. Auch sensibilisieren die Beiträge des Buches für den Umstand, dass die schulische Kopräsenz zweier Sprachen als Unterrichtssprachen und Lehrgegenstand nicht notwendig auf Interkulturalität bzw. auf die Vermittlung entsprechender Kompetenzen hin angelegt ist, sondern häufig als doppelte bzw. parallele Einsprachigkeit funktioniert. Dies hat u.a. damit zu tun, dass hier Sprachdidaktiken (v.a. die audio-visuelle und audio-orale Methode) weiterbenutzt werden, die methodisch am Einsprachigkeitskonzept orientiert sind.

Eine wichtige Frage, die im Beitrag von Claude Cortier und Alain Di Meglio diskutiert wird, ist die, wie eine sozial tragfähige Kofunktionalität von Regional- und Staatssprache unterrichtlich vorbereitet werden kann. Die Autoren präsentieren dazu ein Stufenmodell, das sich sukzessiv und in konzentrischen Kreisen vom muttersprachlichen Dialekt der Regionalsprache über deren Referenzvariante hin zur Staatssprache ausbildet und dabei das komplementäre Funktionieren gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit gewissermaßen unterrichtlich einüben soll. Ein solches Mehrsprachigkeitsmodell, das schon

öfter für Regionalsprachen formuliert worden ist, hängt natürlich wiederum von der sozialen Attraktivität aller vermittelten Sprachvarianten ab.

Im zweiten Teil des Buches werden Modelle, Akteure und Erfahrungen mit Projekten doppelter Immersion präsentiert. Dabei kommt ein interessantes Spektrum an praktischer Handhabung unterrichtlicher Zweisprachigkeit zum Ausdruck, z.B. Formen des Teamteaching bzw. von sog. Lehrertandems, die Praxis 'Zwei LehrerInnen – zwei Sprachen' ebenso wie 'eine LehrerIn – eine Sprache' oder 'ein Tag – eine Sprache' etc. Zugleich zeigen sich im historischen Vergleich unbestreitbare Zuwächse an Immersionsunterricht. Wenn etwa Claudine Brohy für die an der Grenze zwischen der französischen und deutschen Schweiz gelegenen Stadt Biel von der Einrichtung von Schulklassen berichtet, in denen die doppelte Immersion praktiziert wird, so kann ich dazu ergänzen, dass vor fünfzehn Jahren, als ich selbst in Biel eine Befragung zum sozialen und schulischen Umgang mit städtischer Zweisprachigkeit durchgeführt habe, hiervon noch keine Rede war, sondern sich die beiden Sprachgruppen auch schulisch deutlich segregativ verhielten.

Bei aller Aufbruchstimmung, die in den verschiedenen Beiträgen zum Ausdruck kommt, werden auch hier die Probleme und Herausforderungen in der Umsetzung doppelter Immersion nicht vergessen. Zu diesen gehören Statusunterschiede zwischen Unterrichtsfächern, das Weiterfunktionieren traditioneller Bildungskanones in bestimmten nationalen Kontexten – was rasch zur Einziehung von Hierarchien führen kann –, divergente Bildungs- und Aktionshintergründe der Lehrenden selbst etc. Auf der anderen Seite bietet die doppelte Immersion ein gutes Forum für eine Praxis wirklichen interkulturellen Lernens, von dem neben den SchülerInnen auch das Lehrpersonal profitieren kann.

Der abschließende Beitrag von Ingrid Gogolin und Ursula Neumann verweist auf den wichtigen Einfluss des sozialen und Bildungshintergrunds der Eltern auf den Erfolg von Immersionsunterricht. Er berichtet zugleich von einem seit zehn Jahren in Hamburg laufenden zweisprachiges Bildungsprojekt mit Grundschulkindern, das gute Evaluierungswerte aufweist, bei dem sich allerdings die faktische gesellschaftliche Dominanz des Deutschen auch in den relationalen Bildungserträgen widerspiegelt.

Was die besondere Attraktivität des Buches ausmacht und weshalb ihm eine intensive Rezeption zu wünschen ist, ist der erfreuliche Nachweis, dass mehrsprachiger Unterricht auch gegen einen anderslaufenden schulpolitischen Mainstream durchgesetzt werden kann, und zwar auf der Basis konkreter Initiativen engagierter Bürger.

Wien, 26. Mai 2009

Autorinnen und Autoren in diesem Heft

Dr. Max Doppelbauer
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 8
Spitalgasse 2
A-1090 Wien
max.doppelbauer@univie.ac.at

Prof. Dr. Magda Jeanrenaud
Catedra de franceza
Universitatea Alexandru Ioan Cuza
Bulevardul Carol I, Nr.11
RO-700506
mjeanrenaud@hotmail.com

Prof. Dr. Georges Kleiber
U.F.R. des Lettres
Université Marc Bloch
14 rue René Descartes
F-67084 Strasbourg
kleiber@umb.u-strasbg.fr

PD Dr. habil. **Roland Kühnel**
Universität Leipzig
Institut für Romanistik
Beethovenstr.15
D-04107 Leipzig
rolandkuehnel@web.de

Doz. Dr. Renate Lunzer
Institut für Romanistik
Universität Wien
renate.lunzer@univie.ac.at

Prof. Dr. Dieter Nohlen
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Institut für Politische Wissenschaft
Bergheimer Str. 58
D-69115 Heidelberg
www.nohlen.uni-hd.de

Ass. Prof. Dr. Catherine Parayre
Modern Languages, Literatures and
Cultures
Brock University
500 Glenridge Ave
St. Catharines, Ontario L2S 3A1
Canada
cparayre@brocku.ca

Carmen Iulia Stanciu
Schlossstrasse 1
A-3061 Ollersbach
stanciuilulia84@yahoo.com

Dr. Daniel Winkler
Institut für Romanistik
Universität Wien
daniel.winkler@univie.ac.at

QVR

Quo vadis, Romania?
Romanistik-Verein

Rest-
exemplare!

<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Themen:

- Nr. 6, Jg. 1995: Landeswissenschaften in der Romanistik: Praxis-Probleme-Perspektiven
- Nr. 9, Jg. 1997: Lateinamerika aktuell – Zur Erinnerung an Susi Eßmeister
- Nr. 14, Jg. 1999: luso-brasilianidade, italianità, francité, romanitate: Konzepte kollektiver Identität in Diskussion
- Nr. 15/16, Jg. 2000: Erinnern und Vergessen – nationale Gedächtnisorte in der Romania
- Nr. 17, Jg. 2001: Exil in/aus der Romania – Beispiele aus dem 20. Jahrhundert
- Nr. 18/19, Jg. 2001/02: Deutschsprachige Rumänistik heute: Gesellschaft – Sprachen – Literaturen
- Nr. 20, Jg. 2002: Sprache im Raum
- Nr. 22, Jg. 2003: 20. Wochenendseminar in Payerbach
- Nr. 23, Jg. 2004: Sprachen im Recht?
- Nr. 24, Jg. 2004: Die Sprachen der Avantgarde
- Nr. 25, Jg. 2005: Politische Semantik in der Romania – Das Besetzen von Begriffen und Räumen
- Nr. 26, Jg. 2005: Kriminalromane – Von der Trivilliteratur zur konsekrierten Literatur
- Nr. 27, Jg. 2006: Zwischen Postkolonialismus und Selbstbestimmung: Mehrsprachigkeit und Sprachenpolitik im heutigen Afrika
- Nr. 28, Jg. 2006: Grenzenlose Wissenschaft – Arbeiten zwischen Philologie und Soziologie
- Nr. 29, Jg. 2007: Neue Herausforderungen für die Romanistik. Bilanz der ECTS-Folgetagung in Aachen
- Nr. 30, Jg. 2007: Beiträge zur Sozialgeschichte von Sprachen
- Nr. 31, Jg. 2008: Neue Minderheiten in der Romania
- Nr. 32, Jg. 2008: Fernsehkultur(en) und ihre Ausdrucksformen in der Romania

Inhaltsverzeichnisse siehe Homepage:
<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>